

Die Tagespost

TÄGLICH AKTUELL AUF
www.die-tagespost.de

16. Oktober 2025, Würzburg, Jahrgang 78, Nr. 42 – 4,70 Euro | International 4,99 Euro

Kontinent der Hoffnung

Liegt die Zukunft der Kirche in Afrika? S. 2/3



TRUMP UND DIE RELIGION
**US-Experte
Hochgeschwender
im Interview**
S. 7

Foto: Imago/Bestimage



GLORIA VON THURN UND TAXIS
**Die Fürstin im
Widerstand**
S. 30

Foto: Imago/Breuel-Bild

Im Wechselbad der Gefühle

Der Waffenstillstand in Nahost ist ein Hoffnungsfunke, wie Papst Leo XIV. sagte, aber der schwierigere Teil des Weges zum Frieden steht noch bevor **VON STEPHAN BAIER**

Israel hat Donald Trump am Montag gefeiert, und das zu Recht: Es war der US-Präsident, der nach seiner Rede bei der UN-Generalversammlung endlich Führungsstärke gezeigt und eine Alternative zum Krieg im Gazastreifen erzwungen hat. Die Heimkehr der 20 noch lebenden israelischen Geiseln, die Beendigung des Sterbens und der Zerstörungen in Gaza sind eine Frucht dieser Bemühungen. Dafür wurde Trump in der Knesset, auf den Straßen Israels und im Gazastreifen jubelt. Doch Trumps fataler Hang zu Superlativen und die völlig überzogenen Erwartungen, die seine Rhetorik befeuert, ziehen einen gewaltigen politischen Erfolg ins Lächerliche. Denn schon wenige Stunden nach Trumps Auftreten in Israel und Ägypten war klar: Noch ist kein „goldenes Zeitalter“, kein „historisches Morgengrauen eines neuen Nahen Ostens“, kein „Zeitalter von Glauben, Hoffnung und Wohlstand“ oder gar „dauerhafte Harmonie“ angebrochen. Im Zusammenspiel mit Katar, Ägypten und der Türkei hat Trump den zweijährigen Krieg gestoppt, die Geiseln nach Hause gebracht und der Diplomatie eine neue Chance eröffnet. Damit hat er bewiesen, dass ohne Washington in Nahost gar nichts läuft, dass die USA eine weltpolitische Schlüsselrolle spielen und dass er als US-Präsident die Interessen Israels wie der arabischen Partner Amerikas im Blick haben kann. Erst als sich Trump aus der bedingungslosen Loyalität zum Kriegskurs der Regierung Netanjahu löste und das Gespräch mit Katar, Ägypten, Jordanien und der Türkei suchte, wurde der Weg zum 20-Punkte-Plan frei. Erreicht wurde damit ein Waffenstillstand, aber noch kein stabiler Frieden (siehe S. 6). Dafür sind die Machtverhältnisse, Interessen und Ziele in Nahost zu komplex.

Klar ist auch für die arabischen Nachbarn Israels, dass die Hamas entmachtet und entwapnet werden muss, und nur die muslimischen Friedenspartner Trumps können das mit viel Hartnäckigkeit erzwingen. Die Berichte über Schießereien, Racheakte und gezielte Hinrichtungen im

Gazastreifen belegen, dass die Hamas vielleicht die administrative Kontrolle, nicht aber ihre Waffen abzugeben bereit ist. Es braucht aber beides, damit (wie im Friedensplan vorgesehen) eine unpolitische, technokratische palästinensische Verwaltung unter internationaler Aufsicht den Gazastreifen übernehmen und ordnen kann. Solange die Hamas auch nur die geringste Rolle spielt, wird weder die israelische Gesellschaft noch die arabische Nachbarschaft oder der Kreis möglicher Investoren auf eine friedliche Zukunft in dem Küstenstreifen wetten wollen. Eine „deradikalisierte terrorfreie Zone, die keine Gefahr für seine Nachbarn darstellt“ (so der Friedensplan) ist mit der Hamas nicht zu machen. Hier sind nun Katar, Ägypten und die Türkei gefordert.

Doch selbst wenn die Signatarstaaten des Friedensplans sich bei der Neuordnung des Gazastreifens durchsetzen, ist der nahöstliche Knoten noch nicht gelöst: Was wird aus dem Westjordanland, das von der Palästinensischen Autonomiebehörde schlecht verwaltet und von israelischen Siedlern mehr und mehr zerstückelt wird? Auch diese Frage harret einer internationalen Antwort, weil die lokalen Akteure keinen Ausweg finden. Ohne eine Befriedung des Gazastreifens und eine Reform des Westjordanlandes ist der Weg zu einer Zwei-Staaten-Lösung, wie sie vom Heiligen Stuhl über die Europäische Union bis zu den USA gefordert wird, undenkbar. Jordaniens König Abdullah II. meinte gegenüber dem Sender BBC, ohne diesen Prozess sei der Nahe Osten zum Untergang verdammt: „Wenn wir dieses Problem nicht lösen, wenn wir keine Zukunft finden für Israelis und Palästinenser und eine Beziehung zwischen der arabischen, muslimischen Welt und Israel, sind wir dem Untergang geweiht.“ Das Abkommen, das Trump zustande brachte und die ersten umgesetzten Schritte sind, wie Papst Leo XIV. treffend formulierte, ein Hoffnungsfunke. Und jedenfalls eine starke Motivation, das jetzt geöffnete Zeitfenster der Diplomatie zu nutzen.

KOMMENTAR

Los-von-Rom-Pastoral

VON REGINA EINIG

Ab März 2026 sollen in der katholischen Kirche in Deutschland Segensfeiern für Paare unabhängig von deren sexueller Orientierung, geschlechtlicher Identität oder Familienstand möglich sein. Der entsprechende Synodalbeschluss vom März 2023 hat zwar trotz der Zweidrittelmehrheit der Bischöfe keine kirchenrechtliche Relevanz, stürzt aber manchen redlichen Pfarrer schon jetzt in einen Gewissenskonflikt. Wie sollen glaubenstreue Priester ihrem Bischof, wie bei der Weihe versprochen, künftig gehorchen, wenn der deutsche Sonderweg in puncto Segensfeiern von Rom nie gebilligt worden ist?

Die jüngste Klarstellung des Präfekten des Glaubensdikasteriums (S. 13) hat italienische Medienberichte und eine „Communio“-Recherche bestätigt: Zwischen Rom und Deutscher Bischofskonferenz geht es entgegen der Beteuerungen des Vorsitzenden der deutschen Bischöfe keineswegs transparent zu. Die im April veröffentlichte Handreichung „Segen gibt der Liebe Kraft“ für Segensfeiern für queere und wiederverheiratet geschiedene Paare ist nicht, wie in Fulda während der Herbstvollversammlung dargestellt, in Abstimmung mit dem Glaubensdikasterium erarbeitet worden, sondern sie erschien ohne grünes Licht aus Rom. Auch wenn der Papst Segensrituale für queere Paare unmissverständlich kritisiert hat, entfaltet der Synodale Weg ungehindert Eigendynamik und qualifiziert lästige Wortmeldungen aus Rom als *quantité négligeable* ab. Ein Beispiel? Jüngst erklärte das Bistum Aachen die Handreichung zur pastoralen Leitlinie seines Bistums und reihte sich damit unter die Diözesen ein, in deren Amtsblatt der Text bereits erschienen ist. So sieht Los-von-Rom-Pastoral mit Ansage aus. Dass die Protagonisten des Synodalen Wegs keinen Wert auf eine formelle Gutheißung der Handreichung aus Rom legen, liegt in der zynischen Logik des deutschen Projekts. Es ist kein Zufall, dass der Synodale Weg von Anfang an nicht als Gemeinsame Synode wie die Würzburger Synode oder als Nationalkonzil geplant wurde, sondern als freie Spielwiese außerhalb der vorhandenen kirchenrechtlichen Strukturen. Grenzüberschreitungen und Manipulation sind eingepreist. Bis März 2026 bleibt noch Zeit. Nun liegt der Ball im Feld des Vatikans.

2 Thema der Woche



Die finanziellen Sorgen der katholischen Kirche in Afrika stehen in starkem Kontrast zu ihrem vitalen Wachstum.

Problemkontinent oder Hoffnungsträger?



Manche Diözesen kämpfen finanziell bereits ums Überleben. Über Mitgliederangel können sie sich jedoch nicht beklagen – im Gegenteil. (Palmsonntag in Bonga, Äthiopien)

Grafik: Adobe Stock

Die katholische Kirche in Afrika wächst so stark wie nirgends sonst auf der Welt. Doch die finanzielle Situation, das Wachstum der Freikirchen und dass die Kirche immer noch in Teilen als „fremd“ gesehen wird, könnten die Entwicklung hemmen. Liegt die Zukunft der Kirche trotzdem in Afrika?

VON VERONIKA WETZEL

Oft wird er als „dunkler Kontinent“ bezeichnet, als Kontinent der Krisen und Kriege. Die Rede ist von Afrika. Doch für die katholische Kirche ist Afrika alles andere als ein Problemkontinent, vielmehr ist es Hoffnungsträger. Sieht man sich die kirchliche Entwicklung in Afrika an, möchte man meinen: Die Zukunft der Kirche liegt auf Europas südlichem Nachbarkontinent.

Denn, wie das „Päpstliche Jahrbuch 2025“ und das „Statistische Jahrbuch der Kirche 2023“ dokumentieren, ist die Zahl der Katholiken in Afrika in den Jahren 2022 und 2023 um 3,3 Prozent gewachsen. Damit stellt der Kontinent nun ein Viertel der katholischen Weltbevölkerung. Auch was den Zuwachs geistlichen Personals betrifft, übertrifft Afrika alle anderen Regionen der Welt: Die Zahl der Priester wuchs im genannten Zeitraum um 2,7 Prozent. Auch unter dem Nachwuchs ist ein positiver Trend zu verzeichnen: Während die Zahl der Seminaristen weltweit rückläufig ist, wuchs sie in Afrika um über ein Prozent. Die gleiche Entwicklung gibt es bei den Ordensmännern. Auch die Ordensschwwestern dürfen sich über Nachwuchs

freuen: Unter ihnen gab es gar einen Zuwachs von 2,2 Prozent.

Finanzielle Herausforderungen

Doch diese positive Entwicklung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es Hindernisse gibt, die das Kirchenwachstum vor Ort ausbremsen könnten. Da ist zum einen die finanzielle Situation: Sämtliche Diözesen in Afrika sind nicht in der Lage, ihre grundlegendsten Ausgaben selbst zu decken. Fünf Diözesen in Kenia, etwa das Apostolische Vikariat von Isiolo, würden bereits um ihre Existenz kämpfen, berichtet der Nationaldirektor der Päpstlichen Missionswerke der Kenianischen Bischofskonferenz, Pater Bonaventure Luchidio, gegenüber „ACI Africa“. Ähnliches hört man aus Malawi: Der Weihbischof der katholischen Erzdiözese Lilongwe, Vincent Mwakhwawa, schreibt auf Facebook, dass die Kirche in Malawi dringend Ressourcen benötigt, um ihre Seminare zu unterstützen. Damit sind Malawi und Kenia nicht allein. Erzbischof Fortunatus Nwachukwu, Sekretär der Sektion für die Erstevangelisierung und die neuen Teilkirchen des

„Dikasteriums für Evangelisierung“, meint im Gespräch mit der „Tagespost“, dass es zwar schwierig sei, die genaue Zahl der betroffenen Diözesen nachzuvollziehen, da manche bisher keine Rechenschaftsberichte einreichen würden. Schätzungsweise könnten etwa ein Drittel der afrikanischen Diözesen ihren Grundbedarf nicht decken. Der Heilige Stuhl greift bisher noch unterstützend unter die Arme: „Bislang macht die externe Unterstützung des Heiligen Stuhls insbesondere durch die ‚Päpstliche Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens‘ im Schnitt noch etwa 20 Prozent der Budgets afrikanischer Diözesen aus. In einigen Diözesen, beispielsweise im nördlichen, muslimisch geprägten Teil Nigerias, könnte dieser Anteil sogar bis zu 30 Prozent betragen“, so der selbst aus Nigeria stammende Nwachukwu.

Das dürfte langfristig jedoch weniger werden. Denn die Einnahmen des Universalfonds der „Päpstlichen Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens“, der für die Unterstützung bedürftiger Diözesen weltweit zuständig ist, sind in den letzten Jahren zurückgegangen. Wurden 2019 noch 86 Millionen US-Dollar durch die weltweiten Kollekten eingenommen, so waren es 2020 nur noch rund 62 Millionen US-Dollar, wie die Jahresberichte der Missionsgesellschaft zeigen. Auch nach der Pandemie kehrten die Einnahmen nicht auf den Stand von vor 2020 zurück: 2022 betrug die weltweit gesammelte Kollekte nur noch 70 Millionen US-Dollar. Deshalb sind die afrikanischen Diözesen nun aufgerufen, selbstständiger zu werden. Kardinal Luis Antonio Tagle, Pro-Präfekt des Dikasteriums für die Evangelisierung, und sein Stellvertreter, Erzbischof Nwachukwu, ermutigen die afrikanischen Diözesen seit 2023, mehr zu tun, um für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen. „Es gibt afrikanische Diözesen, die die Mög-

lichkeit haben, sich selbst zu versorgen. Dafür benötigen wir aber einen Mentalitätswandel. Denn die jungen Kirchen sind es seit Jahrzehnten gewöhnt, externe Hilfe zu erhalten. Das hat in vielen Fällen eine Mentalität der Abhängigkeit geschaffen und wir ermutigen sie, sich davon zu lösen“, so Nwachukwu.

Es gibt bereits erste Bemühungen einiger Diözesen, sich stärker selbst zu versorgen: Die Erzdiözese Lagos in Nigeria habe eine Universität gegründet, ebenso wie die nigerianische Erzdiözese Onitsha, die zusätzlich ein Studentenheim betreibt. „Natürlich ist das Hauptziel nicht in erster Linie, Geld zu verdienen, sondern Bildung zu fördern. Aber wenn die Universität sehr gut geführt wird, kann sie natürlich auch Gewinne bringen. Diese Diözesen decken erfolgreich einen großen Teil ihres Budgets mit diesen Einnahmen ab.“

Die katholische Bischofskonferenz von Ghana hat inzwischen sogar eine Abteilung für strategische Investitionen eingerichtet. Zwar ist nicht direkt einsehbar, in welche Bereiche investiert wird und

ob die Investitionen Gewinne erbracht haben, aber immerhin scheint der Wille zu einer stärkeren Selbstfinanzierung vorhanden. Doch dass es bei den Investitionsprojekten oft noch erhebliche Defizite gibt, zeigt die Studie „Die Auswirkungen von Investitionsprojekten auf die Selbstfinanzierung afrikanischer Kirchen: Der Fall der Diözesen von Burkina Faso“ aus dem Jahr 2023. Die Studie untersuchte 60 Projekte in neun Diözesen, die bereits seit mindestens fünf Jahren laufen. Die Ergebnisse zeigen, dass nur rund 19 Prozent der Investitionen einen positiven Einfluss auf die Eigenfinanzierung von Diözesen hatten. Viele Projekte scheitern laut der Studie an mangelhafter geschulter Personal, an unzureichend informierten Entscheidungsträgern, sowie an der schlechten strategischen Auswahl der Sektoren.

Konkurrenz durch Freikirchen

Die finanzielle Situation ist jedoch nicht der einzige potenzielle Stolperstein für die katholische Kirche in Afrika auf dem Weg in die Zukunft: Auch die rasante Ausbreitung der Freikirchen hemmt das Wachstum der katholischen Kirche. Keine Glaubensgemeinschaft wächst derzeit so stark wie die Pfingstkirchen in Afrika, wie das theologische Journal „Verbum et Ecclesia“ in einer Studie feststellt. Dabei verliert die katholische Kirche Mitglieder an die Pfingstgemeinden: In Ghana fiel die Anzahl der Katholiken von 15 Prozent im Jahr



Foto: Magdalena Wolnik-KIRCHE IN NOT

Die katholische Kirche in Afrika ist jung und fromm.

2000 auf zehn Prozent in 2021, während die Mitgliederzahl der Freikirchen wuchs. Die neuen Gemeinden florieren insbesondere im englischsprachigen Afrika: in Kenia, Ghana, Südafrika, Uganda. In diese Länder ist das sogenannte „Wohlstandsevangelium“ aus den USA herübergeschwappt. Die Lehre besagt: „Jesus besiegte das Leid der Welt. Wer glaubt, wird also von Leid befreit. Wer glaubt, ist also frei von Armut, Krankheit, Unglück“.

Gerade für Afrikaner ist dieses Versprechen verführerisch: „In Afrika, wo Menschen für ihre Grundversorgung kämpfen müssen, ist man versucht, dem Versprechen eines besseren Lebens hier auf Erden zu folgen. Deshalb verlassen viele Menschen die katholische Kirche und gehen zu den Pfingstkirchen“, erklärt Jean Olivier Nke Ongono, Professor für globale Kirchenleitung an der LMU München, im Gespräch mit dieser Zeitung. Diese Heilsversprechen bringen die Gläubigen teils aber in echte Gefahr: „Manche Pastoren sagen den Gemeindebesuchern, dass sie keine Medikamente einnehmen sollen, dass sie nicht zum Arzt gehen sollen, weil sie durch das Gebet geheilt werden“, berichtet der aus Ruanda stammende Kardinal Antoine Kambanda gegenüber der „Tagespost“.

Drei Fälle freikirchlicher afrikanischer Pastoren zeigen, wie gefährlich das sein kann: Der kenianische „Pastor“ Paul Mackenzie, der die „Good News International Church“ gründete, ermutigte seine Gemeindeglieder, in die kenianische Küstenstadt Malindi zu fahren und sich dort zu Tode zu hungern, damit sie „in den Himmel kommen“. Personen, die nicht schnell genug am Hungertod gestorben sind, soll Mackenzie erwürgt haben. In Malindi wurde später ein Massengrab mit 429 Menschen gefunden, darunter Kinder, die Zeichen von Unterernährung aufwiesen. Mackenzie ist inzwischen wegen Mord und Terrorismus angeklagt. Doch die Webseite des Pastors, der auch schulische Bildung und Impfungen als „unbiblisch“ ablehnte, ist weiterhin abrufbar.

Ein weiterer Fall, der zum Tod sämtlicher Gemeindeglieder führte, ist der von Boniface Mwamposa. Der Gründer der „Arise & Shine Ministries“ in Tansania wird als „Apostel“ bezeichnet. Mwamposa ist in der Region so etwas wie ein Star: Laut der Zeitung „The Tanzania Times“ werden seine Gottesdienste in der Regel von 80 000 Menschen besucht; dafür reisen sogar Menschen aus den Nachbarländern an. Doch einer dieser Gottesdienste endete tödlich: Bei einer Feier in Moshi goss er „heiliges Öl“ auf den Boden. Die Menschen stürmten nach vorne, um das Öl zu berühren – in der Hoffnung darauf, von Krankheiten geheilt

zu werden. In dem Gedränge starben 20 Menschen, darunter fünf Kinder, 16 wurden verletzt. Mwamposa wurde kurzzeitig festgenommen, aber bald danach auf Kaution freigelassen. Trotz des Vorfalls eröffnete er kürzlich die größte Kirche der Megastadt Daressalam, an deren Feier sogar Präsidentin Samia Hassan teilnahm.

Der Fall des „Hirten“ Bushiri zeigt, wie Pfingstkirchen auch als Geschäftsmodell dienen können. 2010 gründete er die „Enlightened Christian Gathering Kirche“ in Malawi, die er später nach Pretoria, Südafrika, verlegte und gewann eine riesige Gefolgschaft – sogar das FNB-Stadion mit 95 000 Plätzen füllte er. Mit seiner Mega-Kirche und Geschäften in Tourismus, Bergbau und Luftfahrt soll er laut übereinstimmenden Medienberichten ein Vermögen von 150 Millionen US-Dollar angehäuft haben, was Anhänger als Beweis des „Wohlstandsevangeliums“ sehen. Tatsächlich ist Bushiri aber teils auf unlautere Weise zu seinem Vermögen gekommen. Inzwischen ist er wegen Geldwäsche in Millionenhöhe sowie weiterer Delikte wie Vergewaltigung von Gemeindegliedern angeklagt.

Das sind abschreckende Beispiele. Doch Ongono legt Wert darauf, zwischen unterschiedlichen Gemeinden zu differenzieren: „Zwar gibt es solche falschen Hirten – ebenso wie teilweise in der katholischen Kirche. Aber ich bin sicher, dass es auch gute Hirten in diesen Gemeinschaften gibt, die die Menschen wirklich zu Gott führen.“

Um die Gläubigen vor „falschen Hirten“ zu schützen, hält er eine fundierte Katechese für besonders wichtig: „Kinder in Afrika werden oft auf eine oberflächliche Weise auf die Sakramente der Erstkommunion und der Firmung vorbereitet. Und Brautpaare sind oft nicht angemessen vorbereitet. Die Gläubigen suchen dann in Krisen leicht nach Antworten außerhalb der Kirche, weil sie die katholische Lehre nicht wirklich kennen.“ In seiner Heimat Kamerun habe die Kirchenbindung deutlich abgenommen, besonders unter jungen Menschen. „Vor etwa 20 Jahren war es noch normal, dass am Sonntag alle zur Messe gehen. Heute ist das nicht mehr so.“ Hoffnung sieht er in neuen geistlichen Gemeinschaften, deren lebendigere Gebetsweise und intensive Katechese viele Jugendliche anzieht.

Diese existierten in Afrika zwar bereits, sollten aber laut Ongono weiter gefördert werden, um den Glauben der Jugendlichen und ihr Wissen über Gott und die Kirche zu stärken.

Doch es sind nicht nur die lebendigen Gottesdienste und die Versprechen, dass ihre Probleme einfach gelöst werden, die die Menschen zu den Pfingstkirchen ziehen. Die Gottesdienstformen werden auch als „näher“ an afrikanischen religiösen Praktiken gesehen, wie die bemerkenswerte Studie „Die Afrikanisierung des Katholizismus in Ghana: Von der Inkulturation zur Pfingstbewegung“ der polnischen Jagiellonen-Universität in Krakau feststellt: Da ist das In-Ekstase-Geraten, das Sprechen in spirituellen Sprachen, das Aussprechen von Visionen und Prophezeiungen sowie Heilungsrituale. Die Freikirchen werden also als Glaubensgemeinschaften gesehen, in denen eigene Traditionen einen Platz haben. Anders die Sicht auf die katholische Kirche: „Die Kirche wird noch immer als etwas aus dem Westen gesehen, manche Gläubige erkennen sich in vielem nicht wieder“, so der Professor für globale Kirchenleitung.

Zwar erkannte der Heilige Stuhl das Problem und versuchte, Lösungsansätze dafür zu finden: So betonte das Schreiben „Sacrosanctum Concilium“ des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass die Liturgie näher an den Menschen sein solle, Papst Johannes Paul II. sprach in der Enzyklika „Slavorum apostoli“ von einer „Einführung der (lokalen) Kulturen in das Leben der Kirche“ und im Nachsynodalen Schreiben „Africae Munus“ von Papst Benedikt XVI., folgend auf die zweite Afrika-Synode im Jahr 2009, heißt es: „Für die Kirche in Afrika besteht die Notwendigkeit, die Menschen durch eine Katechese und eine tiefe Inkulturation dahin zu führen, dass sie die Fülle der Werte des Evangeliums entdecken.“ Teile dieser Forderungen sind inzwischen Wirklichkeit geworden: Die Liturgie wurde in sämtliche eingeborene Landessprachen übersetzt, in afrikanischen Gottesdiensten sind Trommeln statt Orgeln zu hören und zu den Liedern werden afrikanische Tänze getanzt. Doch die Liturgie sei nur eines der Elemente kirchlicher Inkulturation, bemerkt Ongono.

Dass die Kirche in den afrikanischen Kulturen noch lange nicht verwurzelt sei, zeige die parallele Ausübung des katholischen Glaubens und traditioneller afrikanischer Religionen: „Es gibt Katholiken, die gehen jeden Sonntag zur Messe und beten zu Hause. Aber wenn sie sich in schwierigen Situationen befinden, neigen einige dazu, sich traditionellen Riten zuzuwenden, zum Beispiel bei Beerdigungen – aus Angst vor dem Tod.“ Um dieser Vermischung von Glaubenspraktiken entgegenzutreten, müsse die Kirche noch mehr die Kultur vor Ort berücksichtigen. Dafür fordert Ongono theologische Forschung, die von Afrikanern und im afrikanischen Kontext durchgeführt wird. „Wir sind eine Kirche, haben ein Lehramt und glauben an einen Gott. Aber die Art, die Theologie zu interpretieren, sollte mit dem jeweiligen geografischen, historischen, kulturellen Kontext verbunden sein. Es gibt zwar schon theologische Literatur von Afrikanern, aber wir benötigen dringend eine vertiefte theologische Forschung, die von Afrikanern betrieben wird.“ Auch die christliche Auslegung bedeutender Feste müsse ein Bestandteil dieses Prozesses sein: „Inkulturation bedeutet, einem Element des kulturellen Lebens eine gereinigte Bedeutung zu geben, wenn es mit dem Glauben in Berührung kommt. So wie Weihnachten in Deutschland: Ein ursprünglich heidnisches Fest blieb erhalten, erhielt aber eine neue Bedeutung. Dasselbe sollte in allen Kulturen geschehen, auch in Afrika.“

Trotz all dieser Herausforderungen blickt Ongono mit Zuversicht auf die Zukunft der Kirche in Afrika. Die katholische Kirche habe in Afrika einen hohen sozialen Stellenwert, nicht zuletzt durch den Bau zahlreicher Schulen und Krankenhäuser. „Das ist sehr gut“, sagt er, „aber die Kirche darf nicht zu einer reinen Sozialeinrichtung werden. Die katholische Kirche in Afrika wird eine strahlende Zukunft haben, wenn sie den Schwerpunkt darauf legt, die Lehre der Kirche zu vermitteln.“

Die Autorin ist Journalistin und auf Afrika spezialisiert.

Afrikas Jugend begehrt auf

Die Mehrheit der Einwohner ist jünger als 25 Jahre. Diese Generation wendet sich jetzt vielerorts gegen Korruption, Machtmissbrauch und Perspektivlosigkeit **VON MICHAEL GREGORY**

Es geht ein Ruck durch Afrika, der sich bei anhaltender Dynamik zu einem Beben ausweiten und manche Regierung und Elite des Kontinents vom Sockel stoßen könnte. Die aktuellen Protestbewegungen wären dann nur Vorboten. Es hat zwischen Kairo und dem Kap seit dem Ende der Kolonialzeit immer schon Proteste und sogar Bürgerkriege gegen herrschende Machthaber gegeben. Was die derzeitigen Demonstrationswellen jedoch auszeichnet, ist eine ungewohnte Dynamik, denn es sind vor allem junge Menschen, die auf die Straße gehen: in der Elfenbeinküste, in Madagaskar und zuletzt auch in Marokko.

An allen Ecken und Enden Afrikas brodelte es. Die Motive unterscheiden sich im Detail, doch es sind im Kern dieselben Ursachen, die den Groll der Jugend auslösen und sie auf die Straße treiben: Korruption, Misswirtschaft, Verschwendung, marode Infrastruktur, fehlende soziale Sicherung und vor allem Perspektivlosigkeit, so lauten die Vorwürfe an die Regierenden in Antananarivo, Abidjan und Rabat.

Beispiel Madagaskar: Die andauernden Strom- und Wasserausfälle waren der Auslöser für eine breite Protestbewegung in dem südostafrikanischen Inselstaat, die von der sogenannten Generation Z, den unter 30-Jährigen, angeführt wird. Präsident Andry Rajoelina hat nach einer von den Protesten angetriebenen Militärrevolte am 13. Oktober schließlich die Flucht nach Frankreich, zur früheren Kolonialmacht, ergriffen. Ein wichtiges Land Südostafrikas ist, Stand Mitte Oktober, damit führungslos. Zusammen mit Gewerkschaften und anderen Gruppen waren Jugendliche seit dem 25. September auch gegen Korruption und schlechte Regierungsführung auf die Straße gegangen. Rajoelina hatte den Rücktritt zunächst abgelehnt, bis ihn eben das Militär aus dem Amt jagte. Seine Regierungszeit wäre bis 2028 gelaufen.

Noch kurz vor dem Putsch versprach er laut Medienberichten: „Wenn es in einem Jahr in Antananarivo immer noch Stromausfälle gibt, werde ich zurücktreten.“ Am Ende war der Druck der Straße zu groß, zumal Rajoelina, der vielen lange als ein Hoffnungsträger in Afrika galt, auch wegen des Vorgehens der Sicherheitskräfte gegen die Demonstranten mit Wasserwerfern, Gummigeschossen und scharfer Munition in der Kritik stand. Dabei wurden laut den Vereinten Nationen mindestens 22 Menschen getötet und mehr als 100 verletzt.

Die Protestbewegung in Madagaskar gibt auch Hinweise darauf, warum Jugendbewegungen heute größere Chancen haben als in früheren Generationen. So organisieren sich die Gen Z-Protestierenden vor allem über Facebook. Das geht schnell, überbrückt Distanzen und zeigt breite Wirkung. Das Internet bietet neue Mittel und Wege, auch wenn die Symbolik nicht jedermanns Sache sein mag. Signet von Gen Z ist, wie auch bei Protesten in Nepal, Indonesien, Peru und Frankreich, ein Totenschädel mit Strohhut aus der japanischen Anime-Serie „One Piece“.

Gewaltsame Zusammenstöße

Gen Z gibt es auch in einer kulturell ganz anders geprägten Region Afrikas: in Marokko. Dort demonstriert sie seit Ende September für eine Verbesserung des Bildungs- und des Gesundheitssystems sowie gegen die Korruption im Land. Die Demonstranten fordern einen Regierungswechsel, beginnend mit dem Rücktritt des Regierungschefs Aziz Akhannouch. Gen Z 212, so der Name der marokkanischen Bewegung, hat Anfang Oktober nochmals bekräftigt, nicht von ihren Forderungen abzurücken, auch wenn die täglichen Demonstrationen pausierten. In Marokko herrscht Unzufriedenheit, besonders über



Madagaskar befindet sich in einem Umbruch. Vor allem junge Menschen zieht es gegen Missstände wie Korruption und fehlende soziale Sicherheit auf die Straße.

Foto: Imago/ZUMA Press Wire

die soziale Ungleichheit. Vor allem junge Menschen sind betroffen.

Den Anlass für die aktuelle Protestwelle hatten Mitte September Berichte über den Tod von acht schwangeren Frauen gegeben, die für einen Kaiserschnitt in ein staatliches Krankenhaus in Agadir eingeliefert worden waren. Die Vorfälle wurden als Beleg für Missstände in Marokkos Gesundheitssystem gewertet.

Die Protestbewegung Gen Z 212 lehnt nach eigenen Angaben jedweden gewaltsamen Protest ab. Dennoch kam es Anfang Oktober in mehreren Orten zu gewaltsamen Zusammenstößen. Im südmarokkanischen Lqiaa, nahe der Stadt Agadir, starben drei Demonstrierende. Nach Regierungsangaben wurden sie von der Gendarmerie in Notwehr getötet, als Demonstranten versucht haben sollen,

eine Wache zu stürmen. Am 7. Oktober erhielt ein Mann eine zehnjährige Haftstrafe, wie die Nachrichtenagentur AFP aus Justizkreisen erfuhr. Ihm werde unter anderem Brandstiftung und Gewalt gegen Sicherheitskräfte vorgeworfen. Sechs weitere Menschen sitzen im Zusammenhang mit den Protesten aktuell in Rabat in Haft, wie die marokkanische Menschenrechtsorganisation AMDH erklärte. Demnach wurden zudem gegen rund 180 weitere Menschen Vorwürfe erhoben.

Gewinne fließen ins Ausland

Beispiel Elfenbeinküste, ein vergleichsweise reiches Land und nach Nigeria das wirtschaftlich zweitstärkste Westafrikas: Hier finden am 26. Oktober Präsidenten-

wahlen statt. Die amtierende Regierung unter dem 83-jährigen Staatsoberhaupt Alassane Ouattara hat sämtliche Demonstrationen verbieten lassen, die die umstrittene Kandidatenliste infrage stellen. Die Kandidaten der Oppositionsparteien PPA-CI, Laurent Gbagbo, und der PDCI, Tidjane Thiam, dürfen nicht zu den Wahlen antreten. Ouattara indes kandidiert entgegen früherer Ankündigungen zum vierten Mal - und setzt dafür auf die massive Präsenz von Sicherheitskräften. Dem Nationalen Sicherheitsrat zufolge sollen 44 000 Mann von Gendarmerie, Polizei und Armee für „friedliche Wahlen“ sorgen.

Angesichts dieser Ausgangslage überrascht es nicht, dass auch in der Elfenbeinküste vor allem junge Leute hinter dem Protest gegen die Regierung stehen, die sich um ihre Wahlfreiheit und Zukunft betrogen fühlen. Stein des Anstoßes sind neben dem autoritären Gebaren Ouattaras aber auch alte Seilschaften aus kolonialer Zeit: So hält die politische Elite mehrheitlich an den historischen Verknüpfungen zu Frankreich fest. Die jüngere Generation teilt diese Verbundenheit nur noch bedingt. „Die Emanzipation Côte d'Ivoires von Frankreich ist unausweichlich“, meint ein 30-Jähriger, der in Frankreich studiert hat, im Gespräch mit der Zeitung taz. Das französische Schweigen zum autoritären Gebaren der Regierung werde als Komplizenschaft wahrgenommen, auch wenn mit China schon längst weitere Konkurrenz aus Übersee auf den Plan getreten ist. Tatsächlich profitieren französische Konzerne von den rund sieben Prozent Wirtschaftswachstum in der Elfenbeinküste. Aber nur eine Minderheit der Bevölkerung profitiert vom Aufschwung. Wenige, hauptsächlich multinationale Konzerne, erwirtschaften den größten Teil des Wachstums. Die Gewinne fließen größtenteils ins Ausland. Die große

Mehrheit der meist heimischen kleinen und mittleren Unternehmen erwirtschaftet viel weniger. „Die afrikanischen Gesellschaften werden immer jünger, und die junge Generation bricht mit den Mustern der Kolonialzeit. Ob es Frankreich passt oder nicht, der Wandel ist schon im Gange“, sagt Stanislas Zézé von Bloomfield Investment der taz. Mit seinen 29 Millionen Einwohnern, von denen 70 Prozent jünger als 35 Jahre sind, setzt die Elfenbeinküste zwar auch auf Branchen wie FinTech, wo seine internetaffine Jugend besondere Stärken hat. Aber das reicht nicht, um den riesigen Bedarf an neuen Jobs zu decken.

60 Prozent der afrikanischen Bevölkerung sind unter 25 Jahre alt, was Afrika zum „jüngsten“ Kontinent der Welt macht. Nun begehren die jungen Menschen in allen Teilen auf. Aus historischer Perspektive ist das nicht neu. Man denke an den Schüleraufstand in Soweto 1976, ein frühes Fanal gegen das Apartheidregime Südafrikas. Aber auch an die Studentenproteste in Kenia, die bis zum Sommer ein Jahr lang das wirtschaftlich eigentlich starke ostafrikanische Land erschütterten. Angetrieben wurden sie vom weit verbreiteten Zorn über brutal durchgreifende Polizisten, von Arbeitslosigkeit und einer von vielen als gescheitert empfundenen Regierung unter Präsident William Ruto.

Neu sind das gestiegene Selbstbewusstsein der Jugend und die Möglichkeiten der Vernetzung. Die Kirche steht oft an der Seite der Protestierenden. In der Elfenbeinküste etwa ist sie laut Amnesty International die einzige Instanz, die noch Kritik an der Regierung wagt. Manches spricht dafür, dass sich die Kraft der Jugend in Afrika beim Einsatz für Gemeinwohl, Subsidiarität und Solidarität weiter Bahn bricht.

Der Autor ist Journalist und Afrika-Experte.



Auch in Marokko protestiert die Jugend.

Foto: Imago/Anadolu Agency

„Es hat uns die Kontrolle gefehlt“

EU-Kommissar Magnus Brunner verspricht einen strengen Schutz der EU-Außengrenzen und ein konsequentes Vorgehen gegen Asylmissbrauch **VON STEPHAN BAIER**

Herr Kommissar Brunner, vor zehn Jahren erschütterte und überforderte die Migrationskrise die EU und ihre Mitgliedstaaten. Ist der damalige Kontrollverlust mittlerweile überwunden?

Wir haben in den letzten zehn Jahren, also vom Beginn der Flüchtlingskrise bis jetzt, als Europäische Union sehr viel Verantwortung übernommen. Wir haben Humanität gegenüber Menschen, die oft vor katastrophalen Bedingungen in ihren Heimatländern geflüchtet sind, gezeigt. Was gefehlt hat, war ein funktionierendes europäisches Regelwerk. Wir hatten kein System; es hat uns die Kontrolle gefehlt. Genau aus diesen Fehlern haben wir gelernt. Letztes Jahr haben sich die EU-Mitgliedstaaten auf eine umfassende Reform des Asyl- und Migrationssystems geeinigt. Damit schaffen wir ein modernes Migrations-Management-System und bringen unser europäisches Haus in Ordnung. Wir erlangen so die Kontrolle darüber, was in Europa passiert.

Die damals entstandene Spaltung der Gesellschaften wie unter den Regierungen der EU-Mitglieder ist bis heute nicht überwunden. Polarisierung hier wie dort. Wie wollen Sie das sanieren?

Wir müssen Migration so gestalten, dass das Miteinander gelingt und die Menschen, die zu uns kommen, legal kommen und auch integriert werden können. Die europäische Migrationswende zeigt da bereits Ergebnisse. Die Zahl der illegalen Grenzübertritte ist dieses Jahr um 21 Prozent und letztes Jahr um 37 Prozent gesunken, auf manchen Routen sogar um 95 Prozent. Wir müssen selbst entscheiden, wer zu uns kommen darf und wer Europa wieder verlassen muss, und nicht kriminelle, menschenverachtende Schlepper. Das ist wichtig, um Verständnis in der Bevölkerung für legale Migration, also Arbeitsmigration, zu stärken. Denn die brauchen wir dringend



Der österreichische EU-Kommissar Magnus Brunner betont im „Tagespost“-Interview auch die verbindende Rolle der Kirchen. Foto: EP

für unsere Wettbewerbsfähigkeit. Entschlossen und fair, das ist unser Leitmotiv. Denn eine starke Migrationspolitik zielt nicht darauf, die nächste Wahl zu gewinnen. Es geht darum, unsere Werte und das soziale Gefüge unserer Gesellschaft zu bewahren. Da kommt auch den Kirchen in Europa als Orten der Begegnung eine besondere Bedeutung zu. Gerade in einer

vielfältigen, offenen Gesellschaft verbinden sie statt zu spalten, bauen Brücken zwischen Kulturen, Generationen und verschiedenen sozialen Gruppen.

Welche Lehren zieht die EU-Kommission aus der Migrationskrise?

Wir brauchen Regeln, die funktionieren. Jetzt sind wir dabei, für den Start im Juni

2026 alles vorzubereiten. Das neue System hat konkrete Vorteile. Alle, die illegal an unseren Außengrenzen ankommen, unterliegen ausnahmslos einer Identitätsprüfung, einer Sicherheitsüberprüfung und einer Registrierung in unseren EU-Datenbanken. Wer keine Aussicht auf Schutz hat oder kriminell ist, darf unser Asylsystem nicht missbrauchen. Solche Anträge müssen beschleunigt und direkt an der Grenze entschieden werden. Genau das bringt die Reform. Wer europäische Asylregeln missachtet und illegal im Schengenraum weiterwandert, wird ab Sommer 2026 konsequent an die Grenze zurückgeschickt. Das wird eine Wirkung haben. Dafür unterstützen wir auch die EU-Staaten an der Grenze.

Die Herausforderungen sind geblieben: den Terror zu bekämpfen, die Außengrenzen zu sichern, die Migration zu managen. Welche Strategien haben Sie da in der Schublade?

Sicherheit, Grenzschutz und Migration fallen nicht nur in mein Ressort, sie gehören zu den drängendsten Aufgaben auf europäischer Ebene. Das spiegelt sich im Vorschlag zum nächsten EU-Budget wider. Unsere Mittel sollen auf 81 Milliarden Euro verdreifacht werden, denn die Herausforderungen unserer Zeit machen an keiner Grenze halt - wir müssen sie gemeinsam angehen. Wir erleben Cyberangriffe auf Flughäfen, Sabotageakte, gezielte Desinformation, oft gesteuert aus Russland. Auch der Konflikt im Nahen Osten hat Auswirkungen auf uns, etwa durch zunehmenden Extremismus. Wir haben in unserer Strategie zur inneren Sicherheit dargelegt, wie wir die Mitgliedstaaten besser unterstützen können im Kampf gegen diese Bedrohungen, durch besseren Datenaustausch und Unterstützung bei der Umsetzung von Maßnahmen zur Sicherung von kritischer Infrastruktur - sei es online oder offline. Grenzschutz ist

selbstverständlich zentral. Wir werden die Grenzschutzagentur Frontex besser ausstatten und das Personal aufstocken. Wir wollen auch erreichen, dass Frontex noch mehr an die Erfolge außerhalb der EU anknüpfen kann und wir das Mandat in Drittstaaten ausweiten können. Denn das ist neben den Gesetzen, die wir hier bei uns im Bereich Migration auf den Weg gebracht haben, der weitere wichtige Punkt: Wir müssen unsere Migrationsdiplomatie ausbauen. Umfassende Zusammenarbeit mit Ländern entlang der Migrationsrouten zur Bekämpfung illegaler Migration, zum Schutz von Menschen vor Ort und zum Ausbau legaler Wege in die EU ist der beste Weg, um unsere Ziele zu erreichen.

Russland und Belarus instrumentalisieren Migration und Verunsicherung, um die Spaltung Europas und die Polarisierung der Gesellschaft voranzutreiben. Wie reagiert die EU darauf?

Diese Instrumentalisierung ist tatsächlich eine große Bedrohung. Da wird Migration als Waffe genutzt. Das sind ernsthafte Bedrohungen für unsere Sicherheit und territoriale Integrität. Ich habe selber an der polnisch-weißrussischen Grenze erlebt, wie weißrussische Sicherheitsbehörden mit Menschen an die Grenze gekommen sind, dort den Zaun aufgeschnitten haben und diese Menschen rübergeschoben haben. Was hier mit Menschen gemacht wird, ist nicht akzeptabel. Wir lassen die Länder, die davon betroffen sind, nicht allein. Es ist ja nicht nur das Land selbst, sondern der gesamte Schengenraum und am Ende die EU davon betroffen. Wir haben Gelder zur Verfügung gestellt, zuletzt 170 Millionen Euro für die Länder im Baltikum sowie Polen und Finnland, um die Überwachung zu intensivieren, und wir haben auch bei der rechtlichen Handhabe unterstützt.

Die Partei des Westens

Die Bundes-CDU feiert ihren 75. Geburtstag. Ein Glückwunsch **VON HARALD BERGSDORF**

In wenigen Tagen feiert die Bundes-CDU ihren 75. Geburtstag. Die Gründung des CDU-Bundesverbandes erfolgte erst am 20. Oktober 1950 auf dem 1. Bundesparteitag. Den veranstaltete die CDU ein Jahr nach der ersten Bundestagswahl symbolkräftig in Goslar an der damaligen Zonengrenze. Im Unterschied zu anderen Parteien entstand sie nicht zentral und von oben gesteuert. Vielmehr erwuchs die genuin föderale Formation aus vielen lokalen und regionalen Initiativen. Als überkonfessionelle Sammlungspartei von Katholiken und Protestanten überwand die neue Kraft alte Spaltungen. Dadurch minimierte die CDU als Einheit in Vielfalt gesellschaftliche und politische Trennlinien, die das Parteiengefüge im Kaiserreich und in der Weimarer Republik oft belastet hatten.

Früh verstand sich die CDU als Partei nicht nur für Arbeitnehmer und Arbeitgeber, sondern auch für die Land- und Stadtbevölkerung. Eine Partei also nicht nur für Großkopferte, sondern auch für „kleine Leute“, weshalb etwa Sozial- und Steuerbetrug gleichermaßen bekämpft wurden. Zwar fungierte bereits das Zentrum als Volkspartei, doch das fast ausschließlich für Katholiken. Durch ihren Integrationscharakter förderte die CDU wie keine andere Partei die politische Stabilität und Handlungsfähigkeit der neuen Parteienlandschaft nach „Weimar“ und dem Zivilisationsbruch der Hitler-Diktatur. Zu den unterschätzten Verdiensten der CDU gehört, nach Hitler viele Deutsche, die dem

Diktator in Scharen hinterhergelaufen waren, für die Demokratie gewonnen zu haben, sei es aus Opportunismus der Wähler oder aus deren innerer Überzeugung.

Um eine Lehre aus „Weimar“ und dem Nationalsozialismus zu ziehen, positionierte und profilierte sich die CDU außenpolitisch klar als Partei des Westens. Daher engagierten sich alle starken Parteichefs, vor allem Konrad Adenauer und Helmut Kohl, massiv für die europäische und atlantische Integration. Daran ließen sie, anders als politische Mitbewerber, nie Zweifel aufkommen. Mit den kommunistischen Diktaturen des Ostblocks pflegten die CDU-Chefs stets nur im Wortsinn notwendige Kontakte, um das Schicksal der Menschen, etwa in der DDR, zu verbessern. So erinnerte Kohl in seiner Rede beim Honecker-Besuch 1987 an unveräußerliche Menschenrechte der DDR-Bürger, in denen die SED-Führung eher Untertanen sah. Ebenso erklärte Kohl, die Bundesrepublik werde sich nie mit der Zweistaatlichkeit abfinden. In den Verhandlungen mit Honecker war es Kohls Regierung zuvor gelungen, im Tausch gegen Milliardenkredite für die DDR zumindest Selbstschussanlagen am Todesstreifen abbauen zu lassen. Mit seiner Deutschlandpolitik legte Kohl wichtige Grundlagen für den Umbruch 1989/90.

Einige SPD-Politiker hingegen kooperierten auch auf Parteiebene immer wieder mit der SED. So bat Johannes Rau für seinen Wahlkampf 1987 um ein Foto von ihm mit Honecker. Oskar Lafontaine und Gerhard



Konrad Adenauer (rechts) und Ludwig Erhard prägten die Bundesrepublik durch die klare Verankerung im Westen und die Soziale Marktwirtschaft. Foto: Imago/United Archives International

Schröder weigerten sich in den 1980er Jahren als Ministerpräsidenten, die „Erfassungsstelle Salzgitter“ weiter mitzufinanzieren, welche SED-Verbrechen dokumentierte. Anfang der 1980er Jahre kritisierte Egon Bahr in diesem Ungeist die polnische Solidarność, die den Frieden gefährde. Die Gewerkschaft - eng mit Papst Johannes Paul II. verbunden - protestierte damals gewaltlos gegen das kommunistische

Regime in Polen. Dennoch forderte Herbert Wehner „entschlossene Maßnahmen“ gegen sie. Ein solches Vorgehen hielt Helmut Schmidt für „notwendig“. Willy Brandt vermied es 1985 bei seinem Besuch in Polen, den Sprecher der Solidarność, den Arbeiter Lech Walesa, auch nur zu treffen. Innenpolitisch verwirklichte die CDU bereits in der Ära Adenauer das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft. Es verbin-

det bis heute wirtschaftliche Freiheit mit sozialer Verantwortung. Zur Sozialen Marktwirtschaft gehört es, denen zu helfen, die sich selbst nicht helfen können. Dagegen verbietet es sich, Leuten zu helfen, die sich selbst helfen könnten, denn dadurch werden sie versorgt statt aktiviert. Die Einführung der Sozialen Marktwirtschaft leistete nach dem Krieg einen großen Beitrag, um Massenwohlstand zu schaffen und damit auch die Akzeptanz der rechtsstaatlichen Demokratie zu fördern.

Erfolge feierte die CDU als Partei der deutschen und europäischen Einigung immer wieder, wenn sie auf christlichem Fundament ihre konservativen, liberalen und sozialen Wurzeln gleichermaßen pflegte. Zu ihren Kennzeichen gehört es, mit Pragmatismus statt Ideologie wegweisende Weichenstellungen durchzusetzen. Gegen starke Widerstände in Leitmedien, Opposition und Bevölkerung verwirklichten gerade Adenauer und Kohl langfristig wichtige Entscheidungen, darunter das Luxemburger Abkommen („Wiedergutmachung“), die Wiederbewaffnung, die NATO-Nachrüstung, das Festhalten am Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes und die Einführung des Euro. Damit bewiesen sie politische Weitsicht und Führungsstärke. Für beide Kanzler ähnelten Umfragen eher einem Seismografen als einem Kompass. Als Staatsmänner schauten sie nicht nur auf die nächste Wahl, sondern auch auf kommende Generationen.

Der Autor ist Politikwissenschaftler.

Bolivien vor dem Neubeginn

Das Andenland sucht Halt in verlässlicher Ordnung

VON JOSÉ GARCÍA

Nach 20 Jahren sozialistischer Regierung steht Bolivien vor einem politischen Umbruch. Bei den Präsidentschaftswahlen am 17. August 2025 erlitt die „Bewegung zum Sozialismus“ (MAS) ihre schwerste Niederlage seit ihrer Gründung. Der Christdemokrat Rodrigo Paz gewann die erste Runde mit rund 32 Prozent der Stimmen, gefolgt vom liberal-konservativen Jorge „Tuto“ Quiroga mit 27 Prozent. Quiroga war 2001/02 Präsident Boliviens, ehe die populistisch-linke Ära der MAS begann. Beide treten am 19. Oktober in der ersten Stichwahl der modernen bolivianischen Geschichte gegeneinander an.

Der Ausgang bedeutet das Ende der Ära Evo Morales, der 2006 mit seiner „Revolution der Würde“ als erster indigener Präsident antrat. Seine Regierung brachte zunächst Fortschritte: sinkende Armut, Alphabetisierung, Infrastruktur. Finanziert wurde der Aufschwung durch hohe Einnahmen aus Erdgas und Rohstoffen. Doch der staatliche Dirigismus und die wachsende Abhängigkeit vom Weltmarkt führten zum Absturz: Als die Preise sanken, brach das Modell der Umverteilung zusammen. Heute leidet Bolivien unter Devisenmangel, Inflation und Treibstoffknappheit, und liegt nur vor Venezuela auf einer Stufe mit Honduras oder Nicaragua im südamerikanischen unteren Mittelfeld.

Die Parlamentswahl bestätigte den Machtverlust der MAS: keine Sitze mehr im Senat, nur ein Abgeordneter im Unterhaus. Der frühere Präsident Luis Arce verzichtete auf eine Kandidatur. Morales, gegen den ein Haftbefehl wegen Menschenhandels besteht, lebt abgeschirmt in Cochabamba und bezeichnete das Ergebnis als „Strafe für Verrat und Korruption“ in den eigenen Reihen. Der Wahlprozess im August verlief weitgehend friedlich. Internationale Beobachtermissionen der EU und der Organisation Amerikanischer Staaten lobten Transparenz und Beteiligung. Auch die Bischofskonferenz sprach von einem „neuen Kapitel“ in der Geschichte des Landes und rief zu einem respektvollen, friedlichen zweiten Wahlgang auf. Rodrigo Paz (58), Sohn des früheren Präsidenten Jaime Paz Zamora, gilt als pragmatischer Reformier. Er setzt auf Dezentralisierung, Korruptionsbekämpfung und schrittweise Liberalisierung. Sein Vizekandidat Edman Lara, ein früherer Polizeioffizier, steht für einen bürgernahen, unkonventionellen Stil. Jorge Quiroga (64) präsentiert sich als erfahrener Liberaler, der auf Modernisierung und internationale Öffnung setzt. Sein Vizekandidat Juan Pablo Velasco ist Technologieunternehmer. Unabhängig vom Wahlsieger stehen beide vor denselben Herausforderungen: Die Staatsfinanzen sind angespannt, die Gasreserven schwinden und der Schmuggel an den Grenzen floriert. Zudem bedarf es einer Reform des Justizsystems, das jahrelang politisch instrumentalisiert wurde. Die Wiederherstellung internationaler Beziehungen, besonders mit den USA und Europa, gilt als Voraussetzung für wirtschaftliche Stabilität.

Der hohe Stimmenanteil der konservativen und zentristischen Parteien zeigt, wie sehr die Bevölkerung genug hat von Ideologien. Viele wünschen sich keine Revolution mehr, sondern eine funktionierende Verwaltung. Die Wahlbeteiligung von fast 87 Prozent belegt zugleich, dass die Bürger den demokratischen Prozess ernst nehmen – trotz der Enttäuschung über die vergangenen Jahre. Für Bolivien beginnt damit ein schwieriger Übergang. Der nächste Präsident muss zeigen, dass wirtschaftliche Vernunft und soziale Verantwortung vereinbar sind. Nach zwei Jahrzehnten politischer Polarisierung erwartet das Land keine großen Parolen, sondern verlässliche Führung. Am 19. Oktober entscheidet sich, ob dieser Kurswechsel bestätigt wird und ob Bolivien nach Jahren der Spaltungen den Weg zu Stabilität und Maß findet.



Die Angehörigen der nun freigelassenen Geiseln, die Abgeordneten in der Knesset und weite Teile der israelischen Gesellschaft begrüßten US-Präsident Donald Trump am Montag mit großer Dankbarkeit.

Foto: Imago/Ilan Rosenberg

Wie weiter in Nahost?

Die Geiseln sind frei, es herrscht Waffenstillstand in Gaza. Nun beginnt die „zweite Phase“ von Donald Trumps 20-Punkte-Plan. Sie könnte scheitern, noch ehe sie so richtig begonnen hat

VON RICHARD C. SCHNEIDER

Der Tag der Geiselnbefreiung war ein Tag der Erleichterung und ein Tag, der vieles verändert. Was sich für einen Moment wie ein Durchbruch anfühlte, könnte sich schon bald als Beginn der eigentlichen Herausforderungen entpuppen. Denn mit der Freilassung der letzten Geiseln rücken all die ungelösten Fragen in den Mittelpunkt, die im Hintergrund schweben, seit Donald Trump seinen 20-Punkte-Plan zur Lösung des Gaza-Konflikts vorgestellt hat. Was zunächst wie ein pragmatischer Friedensentwurf wirkte, ist nun der Prüfstein für alle Beteiligten: für Israel, für die Palästinenser, für die Region, für die internationale Gemeinschaft. Und vor allem für das politische Erbe Trumps, der diesen Plan mit markiger Rhetorik, großem Selbstbewusstsein und einem globalen Vermittlungsanspruch zu einem persönlichen Projekt gemacht hat. Doch genau darin liegt die Problematik. Denn jetzt, da das erste Ziel – die Geiselfrage – gelöst ist, zeigen sich die Risse im Fundament dieses Plans umso deutlicher.

Einer der zentralen Schwachpunkte liegt im fehlenden Konsens über die Legitimität des geplanten Übergangsregimes. Gaza soll künftig von einem technokratischen Komitee verwaltet werden, überwacht von einem internationalen Gremium unter Beteiligung der USA und anderer westlicher Staaten. Doch wer repräsentiert dieses Komitee wirklich? Wer gibt ihm das Mandat? Für viele Palästinenser in Gaza ist die Hamas trotz ihrer brutalen Methoden nicht nur eine bewaffnete Organisation, sondern immer noch eine politische Vertretung. Wenn sie vollständig entmachtet werden soll, stellt sich die Frage, wie die Machtlücke gefüllt werden kann. Die Palästinensische Autonomiebehörde ist seit Jahren politisch geschwächt und in Gaza kaum präsent. Ihr plötzliches Wiederauftauchen, ohne breite Unterstützung in der Bevölkerung, birgt die Gefahr neuer Spannungen. Der Plan setzt voraus, dass alle politischen Gegensätze kurzfristig bei-

gelegt werden können, doch genau das scheint derzeit utopisch.

Gleichzeitig ist auch auf israelischer Seite der Konsens über das weitere Vorgehen brüchig. Premierminister Netanjahu steht unter massivem innenpolitischem Druck: von rechts, aber auch durch die Familien der Geiseln, die ihm lange Tatenlosigkeit vorwarfen. Die radikalen Kräfte in seiner Koalition betrachten jede Form von Konzessionen an die Palästinenser als sicherheitspolitisches Risiko oder sogar als Verrat. In dieser Lage einen geordneten, vollständigen Rückzug aus Teilen des Gazastreifens zu organisieren, wie es der Plan vorsieht, scheint politisch kaum durchsetzbar. Zu tief sitzt das Misstrauen gegenüber der Hamas, zu groß ist die Angst vor erneuten Angriffen. Und doch: Ohne Rückzug wird es keinen Aufbau geben. Und ohne Aufbau keinen Frieden. Die Frage ist, wie viel Druck Donald Trump aufrechterhalten wird.

Wie kann die Entmachtung der Hamas gelingen?

Ein weiteres Kernproblem ist die Frage der Sicherheitsgarantien. Der Plan fordert die vollständige Demilitarisierung der Hamas, faktisch also ihre Entwaffnung und politische Entmachtung. Doch wie soll das gelingen, ohne eine neue Eskalation zu provozieren? Und wer kann oder darf das durchsetzen? Ein internationaler Militäreinsatz ist weder realistisch noch politisch gewollt. Eine freiwillige Entwaffnung der Hamas erscheint ebenfalls unwahrscheinlich, solange keine klaren Perspektiven für politische Teilhabe oder territoriale Selbstbestimmung geboten werden – jenseits der Hamas natürlich.

Hinzu kommt der Faktor Zeit. Der Plan enthält kaum konkrete Fristen oder klar definierte Etappen. Stattdessen setzt er auf einen schrittweisen Übergang mit unbestimmter Dauer. Doch gerade in dieser Unverbindlichkeit liegt eine große Gefahr: Jeder Schritt, der ausbleibt oder verzögert

wird, kann das fragile Gleichgewicht kippen. Wenn Hilfen zu spät ankommen, wenn der Wiederaufbau blockiert wird, wenn politische Prozesse nicht zügig anlaufen, wächst das Misstrauen auf allen Seiten. Doch aus Misstrauen wird schnell Ablehnung. Die Hamas könnte sich dadurch in ihrer Haltung bestätigt sehen, Israel könnte erneut zur militärischen Karte greifen. Der Kreislauf der Gewalt wäre wieder geöffnet, noch bevor der Plan überhaupt seine zweite Phase erreicht hat.

Auch international ist der Rückhalt für Trumps Friedensvision ambivalent. Zwar haben einige Golfstaaten und westliche Partner Unterstützung signalisiert, doch eher zögerlich, meist ohne konkrete Zusagen. Viele Staaten befürchten, in ein Projekt eingebunden zu werden, das primär den Interessen der USA oder Israels dient, ohne langfristig tragfähig zu sein. Das Vertrauen in Trump als Vermittler ist bei vielen Akteuren gering. Sein Image als polarisierender Machtpolitiker, der sich in der Vergangenheit selten durch diplomatisches Fingerspitzengefühl hervorgetan hat, wirkt nicht gerade vertrauensfördernd. Selbst wenn er mit guten Absichten agiert – der politische Ballast seiner bisherigen Amtszeiten erschwert es, breite Zustimmung zu generieren, vor allem bei den Europäern.

Wer finanziert den Wiederaufbau von Gaza?

Parallel dazu drohen neue humanitäre Katastrophen. Gaza ist schwer zerstört. Strom, Wasser, medizinische Versorgung: all das liegt in Trümmern. Der Wiederaufbau wird Jahre dauern und Milliarden kosten. Doch diese Mittel müssen erst zugesagt, freigegeben und abgesichert werden. Wenn sie ausbleiben, weil die Sicherheitslage unsicher bleibt oder politische Konflikte blockieren, dann wächst nicht nur der Unmut, sondern auch das Risiko der Radikalisierung. Wer in Ruinen lebt, wird kaum Vertrauen in politische Friedensprozesse entwickeln.

Trotz all dieser Herausforderungen bleibt die Freilassung der Geiseln ein Signal: dass selbst im tiefsten Konflikt noch Bewegung möglich ist. Dass Dialog, so begrenzt er auch sein mag, Wirkung entfalten kann. Dass Verhandlung nicht gleichbedeutend mit Schwäche ist. Doch ein Tag der Freude macht noch keinen Frieden. Echte Versöhnung braucht mehr: Gerechtigkeit, Teilhabe, Sicherheit – und vor allem eine neue Erzählung. Solange sich beide Seiten weiterhin nur als Opfer und Gegner sehen, bleibt der politische Boden unfruchtbar. Erst wenn Anerkennung auf beiden Seiten möglich wird – nicht nur in diplomatischen Texten, sondern im realen Umgang –, kann aus einem Waffenstillstand ein echter Neuanfang werden.

Der Trump-Plan ist in seiner jetzigen Form kein Friedensvertrag, sondern ein Rahmen: offen, vage, konfliktträchtig. Er bietet eine Bühne, aber kein Drehbuch. Ob daraus ein historisches Projekt wird oder ein weiteres gescheitertes Kapitel in der langen Geschichte dieses Konflikts, das hängt nicht nur von politischen Führern ab, sondern auch von den Menschen, die bereit sein müssen, Frieden nicht nur zu fordern, sondern ihn auch zu tragen. Mit aller Geduld, allen Widersprüchen, allen offenen Wunden. Der Weg dorthin ist lang, steinig, vor allem, da viele ihn auf allen Seiten für unmöglich halten. Und die ersten Schwierigkeiten zeigten sich bereits am Montag: Anders als versprochen, übergab die Hamas nur vier von 28 Leichnamen getöteter Geiseln und kündigte an, den Kampf gegen Israel auf alle Fälle fortzusetzen. Und der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan drohte, er werde nicht zum Gipfeltreffen mit Trump und anderen arabischen Führern in Sharm el-Sheikh kommen, wenn auch Benjamin Netanjahu käme. Das wollte zunächst Trump. Die Zeichen stehen also schon jetzt auf Sturm.

Der Autor war Israel-Korrespondent der ARD, ist Buchautor und Journalist.

„Donald Trump ist kein Christ“

Politik und Religion sind in den USA oft kaum voneinander zu trennen, meint der US-Kulturhistoriker Michael Hochgeschwender. Im Gespräch erklärt er, wie sich Katholizismus und Evangelikalismus wechselseitig beeinflussen **VON MAXIMILIAN LUTZ**

Herr Hochgeschwender, nach der Trauerfeier für Charlie Kirk wurde viel über die Verbindung von Politik und Religion gesprochen. Haben Sie das Event in erster Linie als religiöse Veranstaltung wahrgenommen oder eher als politische Kundgebung?

Beides. Man kann das nicht so klar voneinander trennen. Religion hat immer auch eine politische Dimension, und Politik kann eine religiöse Dimension haben, was sich im Fall der Gedenkfeier auch gezeigt hat. Es kommt aber noch eine dritte Dimension hinzu.

Welche?

Die starke Kommerzialisierung des Events. Man muss sich nur ansehen, wie viele Trump-Memorabilia dort verkauft wurden. Das ist im Rahmen des amerikanischen Evangelikalismus aber nichts Neues. Dort ist man seit dem 19. Jahrhundert stark auf kapitalistische Marktpraktiken ausgerichtet. Politik, Religion, Kommerz: Diese drei Ebenen greifen in den USA permanent ineinander. Insofern hätte es mich überrascht, wenn das bei der Trauerfeier nicht so gewesen wäre.

Es war schon auffällig, wie viele Redner Bezug auf den Glauben genommen haben. Waren das authentische Zeugnisse, oder wurde die Religion auch instrumentalisiert?

Das ist ganz schwer zu sagen. Ob etwas authentisch ist oder nicht, das weiß Gott allein. So etwas läuft vor dem eigenen Gewissen ab, man kann den Menschen da nicht hineinschauen. Es fiel allerdings auf, dass sich vieles dann doch in einem sehr konventionellen Rahmen protestantischer Christlichkeit abspielte. Auch die Glaubensbekundungen folgten einem vorhersehbaren Muster. Das hängt damit zusammen, dass Religionen stark ritualisiert sind und man sich an bestimmte Erwartungen, Konventionen und Traditionen anpasst. Auch das sagt erst einmal nichts darüber aus, wie jemand innerlich einer Sache wirklich verpflichtet ist. Ich finde es problematisch, zu sagen: Jemand, der sich an einem Ritus erfreut, hat nur ein äußerliches Religionsverständnis. Umgekehrt besitzt jemand, der Religion mit sich selbst ausmacht, nicht unbedingt ein tief verinnerlichtes Religionsverständnis. Ich maße mir da kein Urteil an. Nur eines wage ich zu behaupten: Donald Trump ist kein Christ.

Woran machen Sie das fest?

An seiner Hassrede. Nachdem die Witwe Erika Kirk ein nach außen hin durchaus authentisches Zeugnis christlicher Nächsten- und Feindesliebe abgab, tritt er auf die Bühne und sagt: Ich hasse meine Gegner. Das ist in der Aussage und in der Diktion schlicht und ergreifend komplett unchristlich.

Das heißt, zumindest bei Trump trifft der Vorwurf einer Instrumentalisierung der Religion Ihrer Ansicht nach zu?

Ja. Bei Trump geht es – wie immer – um Trump. Das hat man auch in der ersten Reaktion auf den Mord an Charlie Kirk gesehen, als er quasi im selben Atemzug verkündete, wie toll die Renovierungen des Weißen Hauses fortschreiten würden. Das zeigt: Ihm fehlt es an einem genuin christlichen Verständnis von der Würde des Mitmenschen.

Sie haben angesprochen, dass die Trauerfeier von einigen klassischen protestantischen Merkmalen der Glaubensdarstellung gekennzeichnet war. Können Sie ein Beispiel nennen?

Das Heben der Hände, das sieht man in jedem pentekostalen Gottesdienst, oder auch die Lieder, die gesungen wurden. Die ganze Aufmachung erinnerte an die sogenannten „Megachurches“, dort laufen Gottesdienste ja immer in diesem Rahmen ab.



Bei Trump geht es immer um Trump, meint Michael Hochgeschwender. Dem US-Präsidenten fehle es an einem genuin christlichen Verständnis von der Würde des Mitmenschen. Foto: Imago/ZUMA Press Wire

Wo im Katholischen die Eucharistie im Vordergrund steht, sind es im US-Protestantismus Elemente von showhafter Inszenierung, ergänzt durch die Predigt. Die Konzentration auf das Wort, wie auch auf bestimmte Showmomente, hat man auch bei der Trauerfeier erlebt.

Hört man sich einzelne Redner an, etwa den Vizepräsidenten J.D. Vance, dann konnte man feststellen, dass viele unabhängig von ihrer Konfession inhaltlich und rhetorisch gar nicht mehr so unterschiedlich klangen.

Das stimmt. Da hat es einen Prozess wechselseitiger Beeinflussung gegeben. Inzwischen gibt es die sogenannten „Evangelical Catholics“, die evangelikale Elemente stärker mit einbeziehen, stärker mit der Bibel argumentieren. Denen geht es ganz bewusst darum, zu sagen: Wir lesen die Bibel im Grunde in einem evangelikalischen Sinne, also mit etwas mehr historisch-kritischer Exegese. Das ist anders als früher, als die katho-

lische Argumentation systematisch-dogmatisch war und auch über einen starken philosophischen Unterbau verfügte. Gleichzeitig gibt es im evangelikalen Bereich etwa seit den 1990ern eine gewisse Hinwendung zu bestimmten philosophischen katholischen Lehren. Ich denke etwa an den Molinismus. Der stellt einen Versuch dar, die Diskrepanz zwischen Freiheit und Gnade auch philosophisch und theologisch auszugleichen. Zudem findet man die naturrechtliche Lehre von der Empfängnisverhütung, die ja früher im evangelikalen Bereich überhaupt keine Rolle gespielt hat, weil sie nicht in der Bibel steht, inzwischen auch bei Evangelikalen. Ein Unterschied bleibt aber weiterhin die Sakramentenlehre.

Bei der Trauerfeier wurde wieder einmal ein endzeitlicher Kampf von Gut gegen Böse, Licht gegen Dunkel skizziert. Sehen Sie darin nur den typischen amerikanischen Bombast, in den man nicht allzu viel hineininterpretieren darf, oder sollte man derlei Rhetorik ernstnehmen?

Auch hier gilt wieder: Sowohl als auch. Hinter dem Bombast steckt ja eine Grundeinstellung. In der amerikanischen Religionsgeschichte, gerade auch im evangelikalen Bereich, tritt immer wieder dieses manichäische Grundschema auf: Die andere Seite, das sind die Sünder. Und wir sind die Heiligen, wir sind die Auserwählten und kämpfen den gerechten Kampf gegen die Gesetze der Menschen und für das höhere Gesetz Gottes. Diese Idee ist auch stark mit der amerikanischen Identität an sich verbunden: Wir sind die letzte Bastion, die einzige Hoffnung der Menschheit. Das ist gewissermaßen amerikanische Tradition. Es kommt jetzt aber noch etwas dazu, das erklärt, warum Katholiken wie J.D. Vance so protestantisch daherreden.

Und zwar?

Eine starke Prägung durch Augustinus. Bei ihm findet sich auch das manichäische Element. Diese relativ strikte Trennung ist bei ihm stärker als bei anderen Theologen. Ich bin mir nicht sicher, ob Vance jemals Carl Schmitt gelesen hat, aber im Grunde ist es das Schmitt'sche Freund-Feind-Schema, das eine Renaissance erlebt, manchmal in Verbindung mit einer fast nietzscheanischen Sprache. Man hat es hier mit sehr widersprüchlichen Dingen zu tun, die sich geistesgeschichtlich auf Nietzsche, Augustinus und Schmitt zurückführen lassen. Das muss natürlich sorgenvoll stimmen.

Weshalb?

Es besteht schlicht kein Platz für Ausgleich, Kompromiss und die Suche nach Gemeinsamkeiten. Es geht immer darum, dass der Andere das total Böse darstellt. Das sieht man ja auch an der Rhetorik, mit der Trump die Entsendung der Nationalgarde in Städte begleitet, die von Demokraten regiert werden. Es hat in den letzten Wochen mehrere Massenschießereien gegeben, die alle in republikanischen Staaten stattfanden. Es kommt aber keiner auf die Idee, die Nationalgarde dorthin zu entsenden. Da begegnet einem das klassische Freund-Feind-Schema: Die anderen, die linksradikalen, terroristischen Demokraten, das sind die Bösen.

Wobei diese Stilisierung eines ultimativen Feinds, das Verächtlichmachen des Gegners, auch auf die Gegenseite trifft.

Natürlich. Bei den Demokraten sieht man ganz ähnliche Tendenzen. Deren Faschismus-Hysterie ist dasselbe in Rot. Auch sie gehen mit dem politischen Gegner und mit der Verwendung des Faschismusbegriffs

nicht zimperlich um, haben teilweise sogar damit angefangen. Schon Ronald Reagan hat man als Faschist bezeichnet. Es wäre an der Zeit, dass beide Seiten rhetorisch abrüsten. Das führt ja letztendlich zu nichts.

Und die Begriffe nutzen sich irgendwann ab.

Das auch. Wenn man mit Amerikanern redet, bekommt man den Eindruck, die sind es leid. Die haben keine Lust mehr auf diese Art von politischer Unterhaltung, das geht denen auf die Nerven.

Finden Sie, dass die Deutschen die Amerikaner missverstehen? Manchmal hat man den Eindruck, dass selbst manche US-Medien mehr abwägen, als man es hierzulande tut.

Die Deutschen machen es sich auf jeden Fall zu einfach. Man muss ja erst einmal unterscheiden zwischen autoritär und faschistisch. Das sind zwei unterschiedliche Dinge. Und man verharmlost ganz schnell den realen Faschismus, wenn man bei jedem autoritären Regime sofort mit der Faschismuskeule daherkommt. Auch Orbán ist kein Faschist. Die PiS in Polen ist keine faschistische Partei. Und auch Trump ist das nicht.

Sorge scheint Ihnen sein Regierungsstil aber dennoch zu bereiten.

Ja, denn es droht die Gefahr eines gewissen Autoritarismus, da der Präsident systematisch die exekutiven Befugnisse seines Amtes überschreitet. Nehmen Sie die Fülle von „Executive Orders“, die ja in der Verfassung nicht vorgesehen sind, mit der Trump aber die Gesetzgebungskompetenz, die ausschließlich beim Kongress liegt, an sich reißt. Das haben die Demokraten zwar auch gemacht, aber Trump versucht permanent, Grenzen zu überschreiten: mit seiner Zollpolitik, der Entsendung der Nationalgarde oder dem Versuch, das Staatsbürgerschaftsrecht zu ändern. Das ist schlicht Verfassungsbruch und wird vor jedem Gericht, auch vor dem „Supreme Court“, scheitern.

Dennoch könnte man grundsätzlich einwenden, dass wir einerseits immer bemüht sind, auf die Gefühle und Befindlichkeiten von Anhängern anderer Religionen Rücksicht zu nehmen. Jetzt gibt es eine US-Regierung, die endlich einmal das Christentum in den Vordergrund rückt, und wir reagieren äußerst kritisch oder haben zumindest ein mulmiges Gefühl. Ist das nicht paradox?

Zum einen ja, weil man sich das beispielsweise gegenüber dem Islam nicht trauen würde. Zum anderen ist die Reaktion nachvollziehbar, weil man bei dieser Vermischung von Politik und Religion weniger vor der Religion Angst hat, sondern vor den politischen Inhalten, die darüber transportiert werden. Und wenn man diese Inhalte nicht teilt, dann wird man deren religiöse Aufladung noch weniger teilen. Darin liegt das Problem.

Steht diese religiöse Aufladung nicht im Konflikt mit der Verfassung?

Nein. Denn Politik und Religion miteinander zu vermischen, verbietet die Verfassung nicht. Sie verbietet nur eine Staatskirche. Aber als Politiker muss man natürlich in der Lage sein, auch politisch zu argumentieren. Wenn ich losziehe und sage, eine politische Agenda sei Gottes Wille, dann ruft das vielleicht bei meinen treuen Anhängern Freude hervor, aber ich muss ja auch in der Lage sein, andere Menschen zu überzeugen. Und das funktioniert nicht mit ausschließlich religiösen Argumenten.

Der Interviewpartner hat an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität eine Professur für Nordamerikanische Kulturgeschichte, Empirische Kulturforschung und Kulturanthropologie inne.



Der Nordamerika-Experte Michael Hochgeschwender. Foto: privat

LEITARTIKEL

Gottesfurcht statt Menschenfurcht



Sozialisten wollen ein „Recht auf Abtreibung“ in den Verfassungen verankern. Christen sind gerufen, zu widerstehen

VON STEFAN REHDER

Ein glücklicher Sozialist scheint, ebenso wie ein weißer Rappe, ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Was daran liegen könnte, dass der Sozialismus nicht bloß ein heillo- ses Unterfangen ist, sondern auch eines, das selbst seine Anhänger aufreibt. Ange- sichts der mangelhaften Kohärenz sozialis- tischer Theorien ist der Sozialist beständig gezwungen, Dinge zu tun, die er eigentlich ablehnt. Das beginnt bei der autoritären Steuerung von Gesellschaft und Wirt- schaft, um das Ideal der Volksherrschaft zu verwirklichen, reicht über die Deformation von Kindern und Jugendlichen, um sie aus „bevormundenden“ Strukturen wie der Familie „zu befreien“ und endet bei der Verdummung ganzer Gesellschaften, um den Angehörigen sozial benachteiligter Klassen den Aufstieg durch Bildung zu ermöglichen.

Wenn nicht alles täuscht, hat der Rechts- ruck in westlichen Gesellschaften auch damit zu tun, dass die inneren Widersprü- che, mit denen Sozialisten sich herum- schlagen, Kollateralschäden produziert, die hinzunehmen immer weniger bereit sind. Insofern braucht es nicht wundern, dass Sozialisten in Luxemburg und Span- nien, Frankreich folgend, nun auch ein „Recht auf Abtreibung“ in ihre Verfassun-

gen aufnehmen wollen. So soll die als „sozialistische Errungenschaft“ gefeierte Liberalisierung vorgeburtlicher Kindstö- tungen dem Zugriff sich wandelnder Mehr- heiten entzogen werden. An Inkohärenz gewohnt, übersehen Sozialisten dabei, dass auch dieses Ansinnen voller Widersprüche ist. Denn lupenreine Volksherrschaft und ebensolches Fortschreiten kann es nur geben, wo diese durch keine Verfassung gebunden würden, sich der Rechtspositi- vismus so schrankenlos wie evolutionär Bahn bräche und – wie in der Natur üblich – häufig im Abgrund landete.

Die spannende Frage ist, warum Nichtso- zialisten trotzdem gute Miene zum bösen Spiel machen. Nur den Klassenkämpfer braucht es nicht zu stören, wenn die Ver- fassung vermeintliche oder echte Rechte anstatt allen nur einem Teil garantiert. Ob dieser Teil nun sozialistisch-fortschrittlich „Personen mit Uterus“, oder aber, wie seit Urzeiten üblich, „Frauen“, genannt wird, fällt nicht einmal ins Gewicht. Von Belang ist hingegen, dass eine Verfassung, die Rechte nur für einen Teil kodifiziert, mit ihrer eigenen Idee bricht und daher kaum die Druckerschwärze wert wäre, die sie auf Papier bannte. Von selbst versteht sich, dass die friedensstiftende Funktion des

Rechts, die für viele große Denker, von der Antike bis zur Neuzeit, ein kaum zu über- schätzendes Gut darstellte, unter Sozialis- ten schlecht beleumundet ist. Wer den „Klassenfeind“ vernichten will, muss alles, was Frieden verheißen könnte, entweder ablehnen oder umfunktionieren. Gesetze zu Geschossen, Paragrafen zu Pistolen, Roben zu Rüstungen.

Unverständlich bleibt allein, warum alle anderen einem solchen Ansinnen nicht ebenso ge- wie entschlossen entgegen- treten. Was auch immer der Grund ist: Chris- ten könnten hier mutig voran gehen. Ihr Glaube gebietet ihnen nicht nur die Gottes- furcht, sondern auch die Überwindung von Menschenfurcht. Hinzu kommt: Anders als die Theorien der Sozialisten ist ihre Lehre kohärent. Denn wenn es ein „Recht auf Abtreibung“ gäbe, kann es kein „Recht auf Leben“ geben. Wenn es aber kein Recht auf Leben gibt, gibt es, weil Rechte nur der haben kann, der lebt, überhaupt keine Rechte. Wenn es aber keine Rechte gibt, dann auch keines auf Abtreibung. Wer also dennoch ein Recht auf Abtreibung in die Verfassung schreiben will, zeigt, dass er erstens unglaublich hochmütig und zwei- tens unglaublich dumm – oder kürzer – bloß ziemlich modern ist.

„Wenn es kein ‚Recht auf Leben‘ gibt, gibt es überhaupt keine Rechte.“

KOMMENTAR

Ein mutige Kurskorrektur

Drei NRW-Bistümer grenzen ihre Missbrauchsaufarbeitung ab

Das im Auftrag von drei nordrhein-westfälischen Bistümern erstellte Gutachten (S. 13) ist ein Meilenstein der Aufarbeitung se- xueller Missbrauchsfälle. Es bringt die De- fizite heutiger Therapiemöglichkeiten zum Vorschein: Wenn Therapeuten seelisch la- bile Menschen suggestiv beeinflussen und unter dem Vorwand, es handele sich um subjektive Erinnerungen, zu falschen Vor- würfen verleiten, ist eine Kurskorrektur notwendig. Der Therapeut leistet einem Rufmord Vorschub und machte den see- lisch Angeschlagenen zum Therapieopfer, wenn eine Untersuchung, wie im Gutach- ten der Bistümer Köln, Essen und Münster dargelegt, keinen einzigen belastbaren Hinweis auf die beschriebenen Vorwürfe ritueller Gewalt und die angeblichen Tä- ternetzwerke erbringt.

Die drei Bistümer haben mit guten Grün- den Konsequenzen gezogen und verzich- ten künftig auf Therapeuten, die mit der Ri- tuelle-Gewalt-Theorie arbeiten. Auch Priester und Bischöfe haben ein Recht da- rauf, gegen Verleumdung geschützt zu wer-

den. Eine Therapie rechtfertigt keinen Rufmord. Dass dies überhaupt gesagt und gutachterlich untersucht werden musste, zeigt, wie dünn der Boden unter den Füßen kirchlicher Entscheider auch nach jahre- langer Erfahrung in der Missbrauchsauf- arbeitung ist.

Der Vorwurf ritueller Gewalt und schwers- ter Verbrechen durch Täternetzwerke ist geeignet, die Kirche in die Dunkelzone ei- ner Sekte zu drängen und Geistliche zu dä- monisieren. Das mutige *Mea culpa* eines Vertreters der Münsteraner Diözesanver- waltung verdient Respekt: „Wir hätten die- jenigen, die in unserem Auftrag in der Ver- gangenheit die Rituelle-Gewalt-Theorie öffentlichkeitswirksam verbreitet und die Vernetzung der Vertreter der Theorie ge- fördert haben, früher stoppen müssen.“ Die Kirche hilft Betroffenen letztlich nicht, wenn sie sich in der ihr von der Öffentlich- keit zugedachten Position am Pranger ein- richtet. Die Aufgabe, die Geister zu schei- den, schließt Missbrauchsaufarbeitung nicht aus. **VON REGINA EINIG**

GASTKOMMENTAR

Eine geistliche Chance

Der Waffenstillstand eröffnet einen Raum für Hoffnung

Die jüngste Einigung auf einen Waffenstill- stand im Gazastreifen hat viele Hoffnun- gen geweckt. Für die Christen im Heiligen Land ist sie ein ermutigendes Zeichen in ei- ner Wirklichkeit, die seit Jahren von Prü- fungen, Belastungen und Abwanderung ge- prägt ist. Jeder Ansatz zu mehr Frieden er- öffnet neue Möglichkeiten zum Stärken des geistlichen Lebens, zum Feiern der Li- turgie und zum Erneuern der Gemein- schaft in den Pfarreien des Patriarchats.

Die christliche Minderheit im Heiligen Land lebt in zerbrechlichen Strukturen. Ungeachtet dessen bewahrt sie seit Jahr- hundertn eine erstaunliche Standhaftig- keit. Trotz widriger Umstände halten viele Christen unbeirrt an ihrem Glauben fest und tragen ihn im Alltag. Ihre Kirchen und Institutionen sind Orte der Zuversicht, an denen Trost gespendet, Bildung ermöglicht und Gemeinschaft gelebt wird.

Ihr beharrliches Vertrauen erinnert daran, dass Glauben auch in widrigen Zeiten trägt. Aus Sicht der Deutschen Statthalterei des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jeru- salem liegt die Bedeutung der aktuellen Entwicklung vor allem in der geistlichen Chance, die sie eröffnet. Unser Auftrag ist es, den Christen im Heiligen Land zur Seite

zu stehen – durch Gebet, durch konkretes Unterstützen und durch das Fördern von Pilgerfahrten, die die Verbindung zwi- schen den Gemeinden vor Ort und den Gläubigen weltweit vertiefen.

Jede Pilgerreise und jedes Gebet schafft dabei nicht nur Brücken der Solidarität, sondern auch Quellen neuer Hoffnung für die Gemeinschaften vor Ort.

Ein Waffenstillstand allein vermag das Leid nicht aufzulösen. Doch er schenkt Raum, dass Hoffnung wachsen kann, dass Menschen Kraft schöpfen und dass das christliche Zeugnis neu Gestalt gewinnt.

Für die Christen im Heiligen Land ist dies ein Moment, in dem die Treue zu Christus erfahrbar bleibt und Gemeinschaft sicht- bar wird. Für uns, die wir mit ihnen verbun- den sind, bedeutet es den Auftrag, diese Hoffnung zu teilen, zu stützen und weiter- zutragen – in Solidarität, in Treue zum Evangelium und im Bewusstsein, dass das Heilige Land die bleibende Mitte unseres Glaubens war, ist und bleiben muss.

MICHAEL SCHNIEDERS

Der Autor ist Statthalter der Deutschen Statt- halterei des päpstlichen Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem.

PRESSESTIMMEN

Ein fehlgeleitetes Verantwortungsbe- wusstsein
Der Regierungskrise in Frankreich wid- met sich ein Leitartikel der französischen Zeitung „Le Monde“:
Frankreich erlebt erneut ein Schauspiel politischer Selbstblockade. Emmanuel Macron steht ohne Premierminister, Haushaltsplan und Mehrheit da – eine Krise, die er selbst durch die Auflösung der Nationalversammlung im Juni 2024 ausgelöst hat. Statt nach Lösungen zu su- chen, klammert sich der Präsident wei- terhin an verfassungsrechtliche Forma- litäten und taktische Allianzen, die schon beim Entstehen zerbrechen.

Die Rücktritte der letzten Wochen – ein Premierminister nach nur 27 Tagen, ein verärgerter Finanzminister, die gespal- tene Parteienlandschaft – zeigen eine politische Klasse, die Verantwortung mit Selbsterhaltung verwechselt. Macron drängt seine Regierungschefs an die Be-

lastungsgrenze; aber die politischen Par- teien scheinen sich mehr mit den Präsi- dentschaftswahlen 2027 zu beschäftigen als mit der Erarbeitung eines für die kom- menden Monate unverzichtbaren Kom- promisses.

Ist das Tragödie oder Farce? Die Krise gleicht einer traurigen Komödie, die viel- leicht zum Lächeln reizt – wäre sie nicht ein Symptom für die Schwäche von Ma- crons zweiter Amtszeit. Frankreich braucht dringend Kompromissbereit- schaft, doch die Führung scheint ent- schlossen, den Zusammenbruch zu „ver- walten“, anstatt ihn abzuwenden.

Frankreich auf dem Weg ins Ungewisse
Massimo Vara kommentiert in der italieni- schen Zeitung „Corriere della Sera“ die sich verschärfende politische Krise in Frank- reich:
Nach dem Rücktritt der Regierung Lecor- nu – der mit etwas mehr als 836 Minuten

kürzesten Amtszeit der Geschichte – tau- melt Frankreich endgültig in den institu- tionellen Abgrund. Ob es noch einen Aus- weg gibt, bleibt offen. Eine politische Klas- se, gefangen zwischen Eitelkeiten und Angst vor Neuwahlen, lähmt das Land.

Präsident Macron, isoliert und ohne Mehr- heit, muss hilflos zusehen, wie ihn seine ei- gene Entscheidung zur Auflösung der Na- tionalversammlung einholt. Seine Autori- tät schwächelt, sein Handlungsspielraum schrumpft.

Die Linke schwankt zwischen Opposition und Machtbeteiligung, die Republikaner zerstreiten sich über Loyalität und Verrat. Marine Le Pen und Jordan Bardella war- ten auf ihre Chance, während Jean-Luc Mélenchon die Massen mobilisiert.

Angeichts wachsender Schulden und poli- tischer Erschöpfung zeigt sich, dass das französische semi-präsidentielle System weniger flexibel und widerstandsfähig ist als das oft kritisierte italienische Parla-

mentssystem, das Krisen derzeit effektiver bewältigt. Wo einst Stabilität regierte, herrscht heute Unsicherheit – und Europa blickt besorgt auf ein Frankreich, das seine eigene Krise nicht mehr in den Griff be- kommt.

Ein Geschenk für Marine Le Pen und die ex- treme Rechte
Die britische Zeitung „The Guardian“ kom- mentiert in einem Leitartikel die französi- sche Krise:
Frankreich steckt in einer politischen Höl- le, die an Sartres „Geschlossene Gesell- schaft“ erinnert: ein Machtspiel voller end- loser Streitereien. Präsident Emmanuel Macron hat diese Krise selbst verursacht, als er voreilige Neuwahlen ansetzte, die in einer blockierten Nationalversammlung endeten.

Nach nur 27 Tagen trat Premier Sébastien Lecornu zurück – bereits der dritte Regie- rungschef innerhalb eines Jahres. Chaos,

Rücktritte und lähmende Verhandlun- gen haben das Vertrauen der Bürger zer- stört.

Macron regiert weiter, als hätte er eine Mehrheit, zwingt seine Minister zu un- populären Sparmaßnahmen und igno- riert die wachsende Unzufriedenheit.

Die sozialen Spannungen steigen, die Schulden wachsen, doch Kompromiss- bereitschaft fehlt, selbst gegenüber der linken Opposition, die gerechtere Steu- ern fordert. Dieses Versagen stärkt die extreme Rechte.

Marine Le Pen und ihr Schützling Jor- dan Bardella profitieren vom Zusam- menbruch der politischen Mitte. Ma- crons zweite Amtszeit, einst als Bollwerk gegen den Nationalismus gedacht, endet in Ernüchterung: außenpolitisch aktiv, innenpolitisch diskreditiert. Frankreich braucht eine Führung, die zuhört – nicht eine, die sich in ihrer eigenen Hölle ein- schließt.

Über Glauben sprechen

Lässt sich der Verkündigung auf die Sprünge helfen? Der Vortragsredner und Gebetshausgründer Johannes Hartl teilt seine Erfolgsrezepte im Rahmen einer „Masterclass Glaubenskommunikation“

VON JAKOB RANKE

Gott wird schon Wege finden, um auch diejenigen auf einen guten Weg zu führen, die nicht an ihn glauben können oder wollen“. Dieses Zitat des Essener Bischofs Franz-Josef Overbeck zum Umgang mit schwindender Kirchenmitgliedschaft stellt – irgendwo zwischen Gottvertrauen und resigniertem Achselzucken – eine mögliche Reaktion auf die Realität der säkularisierten Gesellschaft dar. Oft wird die betreffende Haltung auch von der Meinung begleitet, wenn überhaupt, sei ein christliches Lebenszeugnis mehr wert als der so mühevoll und meist vergebliche Versuch einer direkten Missionierung der religiös vermeintlich unmusikalisch gewordenen Zeitgenossen.

Einen anderen, dabei erfolgreichen Weg geht seit vielen Jahren Deutschlands wohl einflussreichstes überkonfessionelles Evangelisierungsprojekt, das Gebetshaus Augsburg. Und geht es nach dem Gebetshaus-Gründer Johannes Hartl, darf sich der Allmächtige künftig nicht nur in Bayerisch-Schwaben, sondern im ganzen deutschen Sprachraum der Zuarbeit professioneller Verkünder bei einer möglichen Rechristianisierung bedienen: Deutlich über 100 Pastoren, Priester, Podcaster und andere Missionspioniere absolvierten in der vergangenen Woche die erste „Masterclass Glaubenskommunikation“ im neuen Gebetshaus-Veranstaltungszentrum „P7“. Hartl jedenfalls stellte gleich zu Beginn der fünftägigen Fortbildung klar, dass Verkündigung allein durch Werke „eine Irrlehre“ sei – es gebe „Millionen Menschen, die zugrunde gehen aus

Mangel an Erkenntnis“. Mit Paulus gesprochen: „Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt?“ (Röm 10, 14)

So ging es im vollen Bewusstsein von Auftrag und Vollmacht Christi von Anfang an zur Sache. Was tun mit dem Zielpublikum derjenigen, denen noch nicht klar ist, dass auch sie zum Glauben berufen sind? Der Zugang müsse ein demütiger sein, lautete eine erste methodische Botschaft. Wobei nicht gemeint war, Jesus als eine möglicherweise hilfreiche Option auf dem spirituellen Markt feilzubieten, sondern sich jeglicher klerikalen Sprache zu verweigern. Jesus ist die Antwort, aber worauf? Die Frage jedenfalls gelte es, als „Akt der Nächstenliebe“ nicht theologisch-salbungsvoll, sondern zielgruppengerecht zu formulieren; „kundisch sprechen“, nannte das in einem der wenigen nicht-Hartl-Inputs die Fernsehmoderatorin Andrea Ballschuh. Während das Kursprogramm von Storytelling-Lektionen, Metaphorik und grafischer Umsetzung mittels Flipchart und Präsentation bis hin zur Verhinderung peinlicher Schweißfleckenbildung das „Wie“ der Präsenzkommunikation à la Hartl ausführlichst behandelte, blieb auch die Frage nach dem „Was“ keineswegs unbeantwortet.

Um Angriffspunkte zu identifizieren, gelte es zunächst, gängige Weltbilder zu dechiffrieren – denn ein solches habe, bewusst oder nicht, ein jeder Mensch. Als typische Versatzstücke des säkularen Weltbildes nannte Hartl etwa Individualismus und Relativismus, also die Vorstellung, dass die je eigene Perspektive und deren (Selbst-)Verwirklichung das Entscheidende sei, oder dass es keine objektive Wahrheit gebe. Der Job sei es dann, derartige Vorstellungen bewusst zu machen und mit biblisch fundierten Argumenten zu konfrontieren. Fazit: „Nichts erspart den intensiven persönlichen Umgang mit und Kenntnis der Heiligen Schrift“. Es waren Botschaften wie diese, die sicherlich auch über das Kernanliegen spannender Kommunikation vor Gruppen hinaus als Aufruf an alle Christen ernst genommen werden dürften. Andersherum stellte Hartl auch an den Verkünder „nur“ allgemein biblische Ansprüche gläubigen Lebensstils, illustriert durch das Psalm-Eins-Bild des Baumes, „der an Wasserbächen gepflanzt ist“, also des Mannes, der durch Schriftlesung und Gebet in Kontakt mit Gott steht, und so „zur rechten Zeit seine Frucht bringt“. Von nichts kommt nichts, und das nicht, weil es irgendwie um geistliche „Leistung“ ginge, sondern weil lebendiger Glaube Beziehung zu Gott ist – und die braucht für echten Aus-

tausch, für echte Liebe eben auch die Hingabe von Lebenszeit vonseiten des Menschen.

Insofern komme es letztlich auch nicht wirklich auf geschickte Rhetorik (oder einprägsame Flipchart-Bildchen) an, verwies Hartl auf den zweiten Korintherbrief; in der neuen Einheitsübersetzung wird der Völkerapostel immerhin mit dem Bekenntnis „Im Reden mag ich ein Stümper sein“ übersetzt. Den Grund, dass Prediger durch die Kirchengeschichte hindurch immer wieder Massenbekehrungen bewirken konnten, nannte Hartl „Salbung“, und gab sogar eine Definition: die „besondere Qualität der wahrnehmbaren Gegenwart Gottes, durch die geistliche Prozesse beschleunigt werden, in Verbindung mit einer bestimmten Person, einem Ort, einem Vortrag, einem Lied“.

So sei etwa der heilige Bernhard von Clairvaux beim Predigen verlässlich derart erfolgreich gewesen, dass – wenigstens der Legende nach – Mütter ihre heranwachsenden Söhne versteckt hätten, wenn Bernhard durch die Gegend gezogen sei, weil diese sonst in Scharen hätten ins Kloster eintreten wollen. Schreiber, die den Zisterzienser begleiteten, hätten systematisch die Wunder erfasst. Und natürlich hat der Gebetshausgründer spektakuläre „Manifestationen“ des Heiligen Geistes auch selbst erlebt, Blitzbekehrungen ganzer Gruppen, völlig säkulare Jugendliche, die während Lobpreisabenden reihenweise in Ohnmacht fallen; Letzteres im Übrigen ein Phänomen, das keinesfalls irgendwie unkatolisch wäre, wie Hartl mit Verweis nicht nur auf den heiligen Bernhard, sondern auch auf den Allgäuer Erweckungsprediger und katholischen Landpfarrer Martin Boos (1762–1825) belegte.

Wie also „funktioniert“ Salbung? Schon bei Jesu Wirken gehe der Verkündigung dessen Taufe im Jordan voran, der Heilige Geist kommt wie eine Taube auf den unbekannten Zimmermann herab. „Dieses Sich-Stellen, Sich-Wissen unter dem Blick Gottes, von ihm diese Bevollmächtigung empfangen, ist das, was der Tätigkeit Jesu vorausgeht“. So sei es auch im Gebetshaus gewesen. „Ich will das nicht als mega Vorbild hinstellen“, so Hartl, aber all das Wachstum, das er erlebt habe, lebe eben „von diesem kleinen Raum da oben im ersten Stock. Wir beten seit etwa 110 000 Stunden ohne Unterbrechung, schon relativ lang. Und was wir erlebt haben, ist schon krass.“ So habe sich etwa die MEHR-Konferenz in den ersten zehn Jahren von den Besucherzahlen her verhundertfacht.

Salbung sei also durchaus objektiv, man könne sie gar „messen“. Noch wichtiger: „Um Salbung kann man auch beten, ich glaube, man sollte es sogar“. Am Ende ist es diese so einfache Botschaft, mit der doch so viele Christen sich im Alltag schwertun, die Hartl auch in dieser von Profitipps zu Kleidung und Saaltechnik, zu niederschwelliger Kundenansprache und perfekter Social-Media-Strategie vollgestopften Woche die wichtigste war. Wer beim nächsten Glaubenskurs in der eigenen Gemeinde also mit Vollmacht, nicht „wie die Schriftgelehrten“ (Mk 1, 22) lehren oder auch nur das Lehrvideo abspielen möchte, sollte sich nach Hartls Empfehlung im Vorfeld weniger mit Bestuhlung und der Versorgung mit Nudelsalat und Getränken befassen als mit der Vorbereitung im Gebet.

Ist es also so einfach? Ohne Gebet dürfte jedenfalls die Wahrscheinlichkeit, Teil der von Gott gefundenen

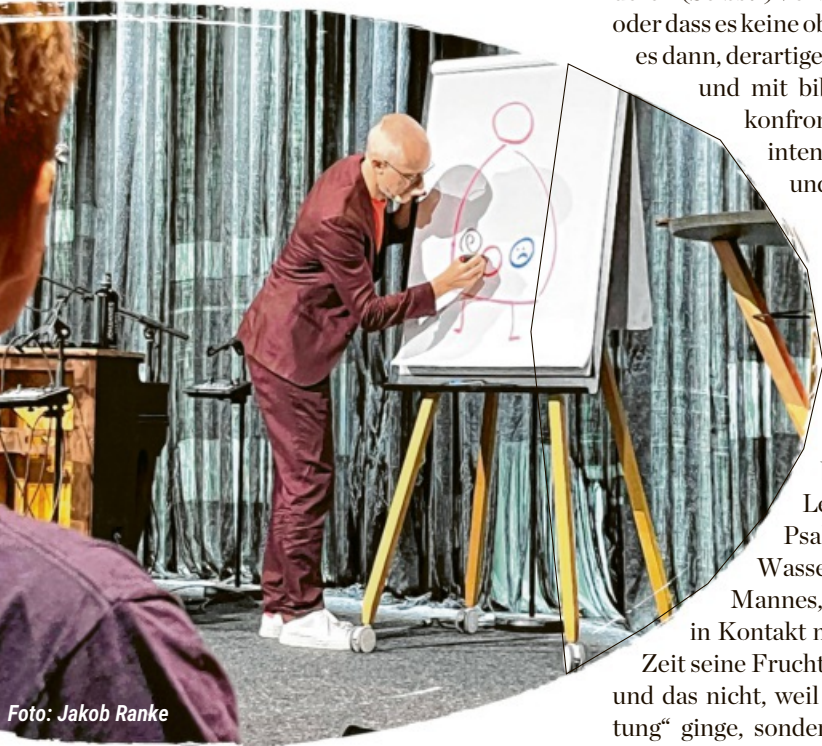


Foto: Jakob Ranke



Foto: Adobe Stock



Foto: Jakob Ranke

PERSONALIEN

In den frühen Morgenstunden des 10. Oktober ist die Äbtissin des Benediktinerinnenklosters St. Walburg, **MUTTER FRANZISKA (ALOISIA) KLOOS OSB**, im Alter von 84 Jahren verstorben. Über drei Jahrzehnte prägte sie als Äbtissin das geistliche und gemeinschaftliche Leben der Eichstätter Benediktinerinnen – mit Herzenswärme, Tatkraft, Humor und festem Glauben. Mutter Franziska wurde am 24. August 1941 in Leutkirch im Allgäu geboren. 1962 trat sie in die Abtei St. Walburg ein und studierte anschließend an der damaligen Pädagogischen Hochschule Eichstätt. Mit großer Leidenschaft unterrichtete sie rund zwanzig Jahre lang Grund- und Hauptschulkinder in Eichstätt. Vielen ist sie aus dieser Zeit als engagierte, humorvolle und zugewandte Lehrerin in Erinnerung geblieben. Am 16. Februar 1985 wählte der Konvent sie zur Nachfolgerin von Äbtissin Augustina Weihermüller. Fast 34 Jahre lang führte Mutter Franziska das Kloster St. Walburg mit kluger Hand und großem Verantwortungsbewusstsein, wie der Konvent in seinem Nachruf betont. Ihr Wirken war geprägt von tiefer Verbundenheit mit der benediktinischen Tradition und einem offenen Herzen für die Menschen, die ihren Rat suchten. Für ihr vielfältiges Wirken über das Kloster hinaus wurde Mutter Franziska mehrfach geehrt: 1996 erhielt sie die Bürgermedaille der Stadt Eichstätt, 2012 den Bayerischen Verdienstorden. Als Zeichen besonderer Wertschätzung ernannte die Stadt Eichstätt sie am 8. Januar 2014 zur Ehrenbürgerin. Nach ihrem Rücktritt an Weihnachten 2018 blieb sie weiterhin eine tragende Säule der Gemeinschaft. Das Requiem wird am 17. Oktober um 14 Uhr in der Klosterkirche St. Walburg gefeiert, anschließend findet die Beisetzung auf dem Klosterfriedhof statt.

ALEXANDER AULINGER, Passauer Diözesanpriester, hat seine Entlassung aus dem Klerikerstand beantragt. Papst Leo XIV. muss entscheiden, ob der außer Dienst gestellte Geistliche auf eigenen Wunsch aus dem Klerikerstand ausscheiden darf. Das Bistum Passau informiert auf seiner Internetseite über den Eingang eines entsprechenden Antrags. Er sei an die Glaubensbehörde im Vatikan weitergeleitet worden. Ende September hatte der Geistliche über seinen Rechtsbeistand die gewünschte unverzügliche Entlassung aus dem Klerikerstand und eine Freistellung ab 1. Oktober öffentlich gemacht. Zuvor kämpfte der von seinem Bischof sanktionierte Priester für seinen Verbleib im Amt. Der Pfarrer war zum 24. März außer Dienst genommen worden. Der Bischof stellte per Dekret den Amtsverzicht des Pfarrers fest. Dem widersprach der Seelsorger öffentlich.

„Die Familie kann man gar nicht überschätzen“

Ein Studientag des Bonifatiuswerks und der Theologischen Fakultät Paderborn beleuchtet das Phänomen Kirchenaustritt **VON REGINA EINIG**

Der Schwund scheint ein Meister aus Deutschland zu sein: Während die Bundesregierung den „Herbst der Reformen“ plant, richten sich die Planer in den Bischöflichen Finanzkammern auf ein vertrautes Übel ein: hohe Kirchenaustrittszahlen. Statistisch betrachtet, führen die meisten Kirchenaustritte derzeit in die Konfessionslosigkeit; nur wenige Getaufte finden den Weg zur Kirchengemeinschaft zurück oder treten zu einer anderen christlichen Konfession über.

Die gesellschaftliche Minderheitenrolle der Jünger Jesu ist nördlich der Alpen zum Leitmotiv geworden: Immer mehr Christen in Deutschland erleben das Schrumpfen ihrer Glaubensgemeinschaft als Normalzustand. Dabei steht die kleine Herde nicht per se als Synonym für Schwäche: Beim Studientag des Bonifatiuswerks und der Theologischen Fakultät Paderborn wurde am Beispiel der skandinavischen Länder die Vitalität überschaubarer Ortskirchen verdeutlicht: Kleine christliche Gemeinschaften können großes Vertrauen genießen und als Sauerteig in die Gesellschaft hineinwirken.

Der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack legte einen detaillierten Faktencheck zur Entwicklung des Exodus aus der Körperschaft Kirche in den vergangenen Jahrzehnten vor. Zwei Konstanten zogen sich durch seine Argumentation: zum einen die Bindung zwischen Kirche und Glaube – die landläufige Vorstellung, auch ohne Kircheng Zugehörigkeit christlich leben zu können, lässt sich aus seiner Sicht nicht beweisen – im Gegenteil: Kirchenmitglieder haben Glaubensinhalte häufiger verinnerlicht als Nichtmitglieder. Eindeutig legte sich Pollack bezüglich der wichtigsten Instanz für die christliche Sozialisation des Menschen fest: „Die Familie kann man gar nicht überschätzen“, präzisierte er den Zusammenhang zwischen Herkunft und Kircheng Zugehörigkeit. Mit der Kindertaufe legen Eltern das unzerstörbare Band der Taufe um einen Menschen.

Der Paderborner Liturgiewissenschaftler Stephan Wahle beschrieb am Beispiel neuer liturgischer Formate, wie die Kirche versucht, den Graben zwischen Kirche und



Die kleine Herde trotz dem Trend zum Kirchenaustritt.

Symbolbild: Imago/Frank Hoermann/S. Simon

Fernstehenden oder Ausgetretenen individuell zu überbrücken. Denn der Getaufte kann sich zwar von der sichtbaren irdischen Gemeinschaft der Kirche verabschieden, nicht aber aus der unsichtbaren Heilsgemeinschaft.

Alternativen zur Kirchensteuer gesucht

Der Paderborner Kirchenrechtler Rüdiger Althaus ging auf das deutsche Kirchensteuersystem ein, das Pollack als relevanten Faktor für den Kirchenaustritt hervorgehoben hatte – neben den Säkularisierungstendenzen und dem schlichten Umstand, dass die Gesellschaft eine Kircheng Zugehörigkeit nicht mehr als selbstverständlich betrachtet. Der weltanschaulich neutrale Staat, so Althaus, dürfe keinen modifizierten Kirchenaustritt entgegennehmen, bei dem sich der Steuerpflichtige nur von der irdischen Zahlgemeinschaft lossage, aber seine Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft bekräftigt.

Althaus zufolge stellt das deutsche System ein Unikat dar: „In anderen Ländern kann man damit herzlich wenig anfangen“. Die deutschen Bischöfe bewerten den Kirchenaustritt als klare Abkehr von der Kirche; die Gläubigen ziehen sich mit dem Kirchenaustritt die Exkommunikation als Tatstrafe zu. Der Heilige Stuhl, so Althaus, habe allerdings schon seit Mitte der sechziger Jahren „erhebliche Schwierigkeiten, diese Position in Deutschland nachzuvollziehen: dass ein Kirchenaustritt *eo ipso* tatsächlich ein Abfall vom Glauben oder von der Kirche ist.“

Warum fliegt raus, wer nicht zahlt, solange im Kirchlichen Gesetzbuch die Frage offenbleibt, auf welche Weise ein Gläubiger seine Pflicht, die Kirche zu unterstützen, erfüllen solle? Althaus ermutigte zu einer differenzierten Sicht: Es sei nicht unbedingt gesagt, dass ein Gläubiger mit dem Kirchenaustritt die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft aufkündigen wolle. Angesichts von Finanzskandalen, umstrittenen Investitionen und Klagen

über fehlende Transparenz im Finanzgebaren der Diözesen stellte der Kirchenrechtler die Frage, ob die Beitragspflicht der Gläubigen auf die Kirchensteuerpflicht reduziert werden könne, denn nicht alle Gläubigen müssten entsprechend zahlen – Studenten und Rentner seien außen vor. Althaus’ Vorschlag, die Beitragspflicht alternativ über eine projektgebundene Spende zu erfüllen, fällt nicht vom Himmel. Schon der 2020 verstorbene Münchner Kirchenrechtler Stephan Haering OSB hatte ein Modell zur moderaten Reform der Kirchensteuer in Deutschland vorgestellt, das den Gläubigen mehr Mitbestimmung einräumen sollte.

Was kann die Kirche gegen die Springflut der Kirchenaustritte unternehmen? Althaus empfahl vorbeugende Maßnahmen, um die Entfremdung von der Kirche zu vermeiden. Georg Austen, Generalsekretär des Bonifatiuswerks, ermutigte zum Gottvertrauen, um dem Auftrag des Christen gerecht zu werden und „draußen zu zeigen, was wir drinnen glauben“.

IM BLICKPUNKT



Von Parteipolitik sollte die Kirche Abstand halten, von einer ethischen Bewertung der Politik allerdings nicht

VON STEPHAN BAIER

Wäre unsere Politik eher schlechter oder besser, wenn viele Politiker die Bibel lesen und zitieren, sich als gläubige Christen bekennen und die katholischen Wähler mit Bekenntnissen zum Christentum und zu seiner Soziallehre umwerben würden? Sie wäre wohl jedenfalls dann christlicher, wenn die wählenden Christen die Taten solcher Politiker an ihren schönen Worten messen würden. Und im optimalen Fall würden sogar christliche Bekenner in unterschiedlichen Parteien um genau diese Wähler werben: die einen mit Familienwerten und hartem Kurs gegen Abtreibung und Euthanasie, die anderen mit einer humaneren Wirtschafts- und Sozialpolitik, wieder andere mit der Förderung des Religionsunterrichts, katholischer Schulen und Krankenhäuser. In Österreich hat jüngst FPÖ-Chef Herbert Kickl bei einem Parteitag in Salzburg den Apostel Paulus zitiert und dabei ausführlich referiert, wem er wieder „Glaube, Hoffnung und Liebe“ zuteilwerden lassen

will. Er selbst sei „ein gläubiger Christ“, so Kickl, der schon mehrfach auf die katholische Soziallehre Bezug nahm. Vom Salzburger Erzbischof Franz Lackner, der auch Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz ist, kam daraufhin weder Lob noch Anerkennung, sondern eine Distanzierung: „Der Glaube darf nicht für Wahlwerbung oder Parteipolitik zweckentfremdet werden.“ Er wende sich gegen „die Vereinnahmung des Glaubens“. Wer nun vermutet, die Österreichische Bischofskonferenz rede einem völlig unösterreichischen Laizismus französischer Prägung das Wort und wünsche eine radikale Trennung von Religion und Politik, wurde wenige Tage später eines Besseren belehrt. Am Sonntag nämlich zelebrierte der Generalsekretär der Österreichischen Bischofskonferenz, Peter Schipka, die Messe bei der mittlerweile schon traditionellen Wallfahrt der ÖVP-Abgeordneten, und zwar ebenfalls in Salzburg, Maria Plain. Misst Österreichs Kirche hier mit

zweierlei Maß, so als sei eine Wallfahrt der ÖVP höchst willkommen, aber eine biblische Anspielung aus dem Mund des FPÖ-Vorsitzenden toxisch? Steht die Kirche, die mit Prälat Ignaz Seipel vor einem Jahrhundert sogar einen christlich-sozialen Parteichef und Bundeskanzler stellte, der ÖVP einfach traditionell näher? Verzeiht man der FPÖ auch 2025 noch nicht, dass ihre Geschichte deutschnational, anti-habsburgisch und antiklerikal gefärbt ist? Nein, all das wäre zu oberflächlich. Die „freie Kirche im freien Staat“ (so das Selbstverständnis in Österreich) ist vielmehr grundsätzlich darauf bedacht, nur ja nicht parteipolitisch vereinnahmt und instrumentalisiert zu werden. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sagt Jesus (Joh 18,36), und darum achten seine Jünger auch heute sorgsam darauf, einen Sicherheitsabstand zur Politik zu halten. Denn die ideologische Instrumentalisierung der Kirche und ihrer Lehre ist von Hitlers „Deutschen Christen“ bis zu Putins gleich-

geschaltetem Moskauer Patriarchat immer wieder zu beobachten. Auch in freien Staaten bedienen sich Politiker unterschiedlicher Couleur gerne einer pseudo-christlichen Rhetorik zur Sakralisierung ihrer eigenen Ideen – und zur Dämonisierung ihrer politischen Gegner. Da kann und darf die Kirche nicht schweigen und schon gar nicht mitspielen. Wenn aber Politiker tatsächlich auf christlich motivierte Orientierungssuche gehen, dann müssen sie damit rechnen, dass die Kirche ihnen ins Gewissen redet – nicht aus politischen Interessen, sondern gemäß ihren ethischen Maßstäben. Genau das hat Schipka übrigens bei der ÖVP-Wallfahrt in Maria Plain getan. Verantwortungsvoller Politik gehe es „immer um das Ganze, um das Gemeinwohl“, und das Evangelium sei „eine Absage an jede Form der Klientelpolitik“, mahnte der Generalsekretär der Bischofskonferenz. Sein Vorsitzender dürfte das nicht anders sehen.



Die Sorge für die Armen als Weg der Nachfolge Christi

Das erste Schreiben von Leo XIV. ist zugleich das letzte von Papst Franziskus. Auffallend ist der christologische Kern **VON GUIDO HORST**

Das erste Apostolische Schreiben von Papst Leo, das der Vatikan vor einer Woche nicht als Enzyklika, sondern als „Exhortation“ (Ermahnung) unter dem Titel „Dilexi te“ (Ich habe dich geliebt) veröffentlicht hat, ist auf keine große Resonanz gestoßen. Der eine Grund war ein äußerer Umstand: In der Nacht zuvor hatte der amerikanische Präsident Donald Trump die Einstellung der Kampfhandlungen im Gaza-Streifen und die Freilassung der israelischen Geiseln angekündigt. Die Medien hatten im Verlauf des Tages genügend zu tun, diese Wende in Nahost auszuleuchten und zu erklären – das Papstschreiben geriet in allen Nachrichten zur Randnotiz. Die beiden anderen Gründe für das eher schwache Echo waren hausgemacht: Schon Wochen zuvor hatte die Information die Runde gemacht, dass der am 4. Oktober, dem Festtag des heiligen Franz von Assisi, unterzeichnete Text weitgehend aus der Feder von Papst Franziskus stammt, es sich somit nicht um das erste originale Lehrschreiben des neuen Papstes handelt. Den anderen Grund lieferte das Heilige Jahr. Während die beiden Kurienkardinäle Mihael Czerny und Konrad Krajewski das neue Dokument im Pressesaal des Vatikans vorstellten, feierte draußen auf dem Petersplatz Papst Leo eine Messe mit Ordensmännern und vor allem Ordensfrauen aus aller Welt, das Jubiläum der geistlichen Berufe hatte begonnen, dicht gefolgt vom Jubiläum der marianischen Frömmigkeit am Samstag und Sonntag, mit Abordnungen von Marienheiligtümern und Bruderschaften aus etwa hundert Ländern, die das lieferten, was die Medien nun einmal brauchen: Gesichter, Stimmen und bunte Bilder – nicht zuletzt die von der Marien-Statue aus Fatima, die prominenter „Gast“ bei der Gebetsvigil für den Frieden am Samstagabend und der Messe am Sonntag war. Bischöfe und caritative Einrichtungen in aller Welt haben das Schreiben „Dilexi te“ durchweg begrüßt und gelobt. Aber selbst Kritiker des Vorgängers von Papst Leo wie Roberto Mattei, italienischer Historiker und Fachmann für das Zweite Vatikanum, der als Gründer der konservativen „Lepanto Foundation“ auch publizistisch

tätig ist, können mit „Dilexi te“ leben, obwohl es eher das letzte Schreiben von Franziskus als das erste von Papst Leo ist. „Das Thema Armut“, schreibt Mattei in seinem Kommentar, „ist zwar ‚bergoglianisch‘, doch der Ansatz ist nicht derselbe. Papst Franziskus schien auf ein aktives politisches und soziales Engagement zu drängen, während Leo XIV. zu moralischem und karitativem Engagement aufruft. Franziskus schrieb den Volks-Bewegungen als Architekten der sozialen Gerechtigkeit eine vorherrschende Rolle zu. Leo bezieht sich auf sie in allgemeiner und untergeordneter Weise, und zwischen den beiden Polen Gerechtigkeit und Nächstenliebe, um die sich die Debatte über die soziale Frage im letzten Jahrhundert gedreht hat, scheint er der Nächstenliebe eine vorrangige Rolle zuzuschreiben.“

Leise Kritik an der „Wirtschaft, die tötet“

Theologen im deutschsprachigen Raum heben bei aller Zustimmung zu dem Papst-Schreiben hervor, dass auch Leo XIV. wie sein Vorgänger von „der Wirtschaft, die tötet“ spricht, wobei die Segnungen einer sozial abgefederten Marktwirtschaft ausgeblendet würden. Der Kölner Sozialethiker Elmar Nass schreibt, er hätte sich „statt der pauschalen Markt-Schelte eine differenziertere Wahrnehmung der positiven Gerechtigkeitseffekte eines ethisch gerahmten Marktes sowie der Symbiosen aus Markt und Humanität etwa in Ordnungen wie der Sozialen Marktwirtschaft oder einer Marktidee der Befähigungsfreiheit (Amartya Sen) gewünscht. Der Markt steht nämlich nicht – wie suggeriert – grundsätzlich im Gegensatz zur Wahrung der Menschenwürde und Menschenrechte. Das hatte schon Johannes Paul II. in seiner Enzyklika ‚Centesimus Annus‘ systematisch herausgearbeitet, dessen Erbe in der Exhortation aus meiner Sicht mehr Würdigung verdient hätte.“ Der Wiener Dogmatiker Jan-Heiner Tück stellt eine ähnliche Frage: „Im Blick auf die wachsende Schere zwischen Arm und Reich greift Leo die unter Ökonomen als unterkomplex eingestufte Rede von der ‚Diktatur einer Wirt-



Was Franziskus in der Regel nicht mehr gemacht hat: Papst Franziskus unterschreibt mit der Mozzetta bekleidet am 4. Oktober im Beisein des Substituten, Erzbischof Edgar Peña Parra, das Schreiben „Dilexi te“.

Foto: Imago/Independent Photo Agency

schaft, die tötet“ (Franziskus) auf. Warum stellt er nicht klar heraus, dass die Marktwirtschaft überhaupt erst die Bedingungen geschaffen hat, das globale Problem der Armut zu lösen, und votiert für eine soziale Marktwirtschaft, wie das Papst Johannes Paul II. in ‚Centesimus annus‘ (1991) getan hat?“ Dennoch fällt auf, dass „Dilexi te“ wesentlich christusorientierter ist, als es in der Verkündigung von Papst Franziskus oft klang. Das 50-seitige Dokument umfasst 121 Absätze und ist in fünf Kapitel sowie eine Einleitung gegliedert. Das umfangreiche dritte Kapitel, das zugleich das anschaulichste ist, stellt die zentrale Bedeutung der Liebe zu den Armen im Neuen Testament, bei Kirchenlehrern und Heiligen und vielen Ordensgründungen heraus. Ein Zitat mag genügen, das zeigt, wie sehr die Sorge für die Armen für Papst Leo eine unmittelbare Konsequenz der gelebten Nachfolge Jesu Christi ist.

Es ist ein Zitat von Augustinus, dem Papst Leo besonders verbunden ist. Der heilige Bischof von Hippo habe in der Fürsorge für die Armen einen konkreten Beweis für die Aufrichtigkeit des Glaubens gesehen, heißt es in „Dilexi te“ und der Papst fährt fort: In seinem Kommentar zur Begegnung Jesu mit dem reichen jungen Mann habe Augustinus dem Herrn folgende Worte in den Mund gelegt, die deutlich machten, dass Gott das hundertfach zurückgeben werde, was die Geringsten empfangen hätten: „Die Erde habe ich empfangen, den Himmel werde ich geben; vergängliche Güter habe ich empfangen, ewige Güter werde ich zurückgeben; Brot habe ich empfangen, das Leben werde ich geben. [...] Gastfreundschaft habe ich erhalten, ein Haus werde ich geben; ich bin besucht worden, als ich krank war, Gesundheit werde ich verleihen; ich bin im Gefängnis aufgesucht worden, Freiheit werde ich schenken. Das Brot, das ihr meinen Armen gegeben habt, ist verbraucht worden, doch das Brot, das ich geben werde,

wird euch nicht nur erquicken, sondern es wird niemals zur Neige gehen.“ Der Allerhöchste, schreibt Papst Leo weiter, lasse sich in seiner Großzügigkeit gegenüber denen, die ihm in den Bedürftigsten dienen, nicht übertreffen: „Je größer die Liebe zu den Armen ist, desto größer ist der Lohn vonseiten Gottes.“ Diese „christozentrische und zutiefst kirchliche Sichtweise“, schreibt der Papst, führe zu der Überzeugung, „dass Gaben, die aus Liebe gegeben werden, nicht bloß die Not des Nächsten lindern, sondern auch das Herz des Gebenden läutern, wenn er bereit ist, sich zu ändern“. Es handle sich sozusagen „um den normalen Weg der Bekehrung für diejenigen, die Christus mit ungeteiltem Herzen nachfolgen wollen.“

„Christus mit ungeteiltem Herzen nachfolgen“

So will auch „Dilexi te“ weder eine sozial-ethische Analyse des weltweiten Phänomens der Armut sein, noch will der Papst Lösungen zur Regelung der Migrationsströme vorschlagen oder Ratschläge zum Umgang mit Flüchtlingen geben. Es geht vielmehr um die Perspektive, mit der die Kirche auf die Armen schaut, eben „aus dem Bewusstsein“ heraus, „Söhne und Töchter Gottes zu sein“, eines Gottes, „der uns den Wert des menschlichen Lebens gelehrt hat“, heißt es in „Dilexi te“. Wie schon für Franziskus ist auch für seinen Nachfolger der Blick entscheidend, mit dem jeder einzelne Gläubige auf die armen Menschen schaut. „Hier geht es nicht um Wohltätigkeit“, schreibt Papst Leo, „sondern um Offenbarung: Der Kontakt mit denen, die keine Macht und kein Ansehen haben, ist eine grundlegende Form der Begegnung mit dem Herrn der Geschichte.“ Und: „Im verwundeten Gesicht der Armen sehen wir das Leiden der Unschuldigen und damit das Leiden Christi selbst.“ Die Botschaft ist klar: Christen dürfen die Armen nicht nur den staatlichen Fürsorge-Institutionen oder den auf caritative Arbeit spezialisierten NGO's überlassen. Vielmehr sei die Begegnung mit einem Armen für jeden Einzelnen eine Begegnung mit dem Mensch gewordenen Sohn Gottes.

ZWISCHEN PIZZA UND PASTA

Wenn der Römer essen geht, meidet er die Touristen-Schwemmen und sucht sich Lokale mit klassischem Flair

Von Titeln und Trotteln

Wir sind in Feierlaune und beschließen, diese in der guten alten Trattoria „Tre Pupazzi“ auszuleben. Die nach „drei Puppen“ benannte Lokalität gab es schon im alten Borgo, als dieser noch ziemlich „links“ und kommunistisch bevölkert war und die Namen „Igor“ und „Ivan“ über die kleine „Piazza delle vaschette“ klangen, wenn die Mütter abends ihre Kinder an den Esstisch riefen. Inzwischen sind im Borgo die alten Einheimischen noblen Residenzen, Airbnb's und Pensionen für Kurzurlauber gewichen – wie auch so manches alteingesessene Restaurant den Souvenir-Shops und üblichen Burger-Buden für die Touristen Platz machen musste. Die alte Prägung eines typisch römischen Viertels hat der kleine Borgo zwischen Engelsburg und Vatikan lange schon verloren. Der römische Kollege stammt selbst aus den Abruzzen, wo auch die Familie ihre Wurzeln hat, die seit Jahrzehnten das „Tre Pupazzi“ führt, in dem sich der Borgo-Flair noch erhalten hat. Wir bestellen ein Anti-

pasto mit Salami und Käse auf dem Holzbrett für zwei Personen und ordern Wasser und Weißwein dazu. Der Sohn des alten Wirts, inzwischen selbst schon ein gestandener Herr, hat vor Jahren eine Portugiesin geheiratet und neben der abruzzesischen Küche auch die portugiesische in seinem Restaurant eingeführt. Wir bleiben aber bei der römischen Speisekarte und sind erleichtert über die Nachricht von einem möglichen Schweigen der Waffen im Gaza-Streifen und der Freilassung der israelischen Geiseln. Die Bilder von fliehenden Menschen zwischen zerschossenen Gebäuden hatten sich wie ein düsterer Schleier auf die letzten Tage gelegt. Dazu das Geschrei von einigen Trotteln in der italienischen Opposition, die das Ganze für ihre politischen Ziele vereinnahmen wollten und denen es dann die Sprache verschlug, als ausgerechnet ihr Hassobjekt Nummer eins, der amerikanische Präsident Donald Trump, den Friedensdeal eingefädelt hat.

Wir verlassen die Niederungen der italienischen Politik und wenden uns Höherem zu: dem neuen Papst. Anfang Oktober hat Leo vor Kolumbus-Rittern gesprochen und den amerikanischen Spendensammeln für ihre „beharrliche Ergebenheit gegenüber dem Stellvertreter Christi“ gedankt. Der Kollege erinnert sich noch, wie Papst Franziskus 2020 die Bezeichnung „Vicario di Gesù Cristi“ im Päpstlichen „Annuario“ unter die „historischen Titel“ einordnen ließ und sich in diesem Jahrbuch vor allem als „Bischof von Rom“ präsentiert sehen wollte. Vatikansprecher Matteo Bruni musste damals klarstellen, dass der Ausdruck „historische Titel“ „die Verbindung zur Geschichte des Papsttums“ bezeichnen soll. Etwas gedrechselt formulierte Bruni weiter, dass der Titel „Vicarius Christi“ historisch mit dem Titel des Bischofs von Rom verknüpft sei und ein Papst „in dem Moment, in dem der Gewählte vom Konklave zum Oberhaupt der Kirche von Rom ernannt wird, mit der Er-

nennung zugleich die damit verbundenen Titel erwirbt“. Als zweiten Gang lassen wir ein „Filetto di manzo al pepe verde“ kommen und der Kollege ergänzt, dass Papst Franziskus bei aller Abneigung gegen jedes Brimborium die päpstlichen Titel gar nicht abschaffen konnte, schon gar nicht mit einer Änderung im Päpstlichen Jahrbuch, denn dieser Titel sei in der Konstitution „Lumen gentium“ des Zweiten Vatikanums dogmatisch definiert: Die Bischöfe leiten die Kirche „mit dem Nachfolger Petri, dem Stellvertreter Christi und sichtbaren Haupt der ganzen Kirche“, heißt es dort in Nummer 18. Noch Fragen? Dem haben wir nichts hinzufügen und geben dem Ristorante „Tre Pupazzi“ beim Amaro, der bei den „drei Puppen“ nach abruzzesischen Kräutern schmeckt, auf der aufsteigenden 10-Punkte-Skala volle zehn Punkte.

Das Ristorante „Tre Pupazzi“ liegt im Borgo Pio, Hausnummer 183.

Wider die Lieblosigkeit

Die Apostolische Exhortation „Dilexi te“ von Papst Leo XIV. erinnert die Menschen an ihre ureigene Würde **VON PETER SCHALLENBERG**

Seid gut und man wird Euch glauben!“ Dieser markante, kurze Satz des heiligen Vinzenz von Paul, den er oft den von ihm gegründeten Orden der Barmherzigen Schwestern gepredigt hat, steht im Eingang des Paderborner Vinzenzkrankenhauses an die Wand geschrieben. Wer dort Besuche macht, liest ihn und nimmt ihn im Unterbewusstsein mit zu den Kranken. Sie sind ja nicht so sehr krank, als vielmehr arm: gesundheitlich bestens versorgt, aber ganz offensichtlich am Rande einer auf Leistung und Erfolg getrimmten und ausgerichteten Gesellschaft. „Ich war krank, und Ihr habt mich besucht!“ sagt der Herr im Matthäusevangelium mit unverhohlenem Anspruch und offensiver Zumutung. Und eben: „Seid gut und man wird Euch glauben!“ Der Satz scheint ganz einfach, aber birgt erheblichen Sprengsatz, ähnlich wie die Gerichtsrede Jesu im Evangelium, denn: Man kann den Satz doppelt verstehen. Entweder erstens und einfacher: „Weil Ihr gut seid, wird man Euch glauben, dass es Gott gibt!“ Dann heißt es: Glauben wird man Euch die Botschaft von Gott und seiner Liebe nur, wenn Ihr auch so handelt, wie er ist. Aber das heißt noch längst nicht – und das ist die zweite und schwierigere Möglichkeit des Verstehens: „Wenn Ihr gut seid, dann wird man Euch glauben!“ Und zu ergänzen wäre: Und dann wird man an Gott glauben!

Wenn es so einfach nur wäre... Dann wäre Japan längst christlich und Indien mit den Schwestern von Mutter Teresa erst recht. Aber so ist es eben nicht: Gutheit bewirkt noch keinen Glauben an irgendeinen guten Gott. Wohl immerhin ist der Glaube an einen angeblich guten Gott ohne Gutheit überflüssig wie der berühmte Kropf.

Starker Bezug zu Lateinamerika

Um dies und ähnliche Gedanken kreist das erste offizielle Dokument von Papst Leo XIV. „Dilexi te“ („Ich habe Dich geliebt“), benannt nach den Anfangsworten der Apostolischen Exhortation, einem Zitat aus der Geheimen Offenbarung des Johannes aus dem Neuen Testament. Es ist ein geistlicher, ein frommer, ein zu Herzen gehender Text, wesentlich noch vom Vorgänger des jetzigen Papstes stammend, von Papst Franziskus also, augenscheinlich zur Veröffentlichung vorgesehen und liegen gelassen vor dem Tod, jetzt von Leo XIV. ergänzt und veröffentlicht. Es ist ein Text im Anschluss an die vierte und letzte Enzyklika „Dilexit nos“ von Papst Franziskus vom Oktober 2024 zur Herz-Jesu-Verehrung. Es ist ein Text mit starken lateinamerikanischen Bezügen – „mehr Gringo als Chicagoboy“, schrieb ein gewitzter Kommentator – und ausgerichtet auf die Probleme von Entwicklungsländern unterschiedlicher Art, die aber gleicherweise in Lateinamerika wie in Afrika und kleinen Teilen Asiens leiden unter einem in den USA weitverbreiteten, fast ungezügelter Kapitalismus, einer „Meritokratie“ (Nr. 14), „nach der scheinbar nur diejenigen Verdienste haben, die im Leben erfolgreich gewesen sind.“

Dagegen steht die „Sorge um die ganzheitliche Entwicklung der am stärksten vernachlässigten Mitglieder der Gesellschaft“ (Nr. 23), und zwar gerade dort, „wo der Staat eine Lücke lässt“ (Nr. 71), also im Feld der Zivilgesellschaft. Daher wiederholt auch „Dilexi te“ etwa in Nr. 92 die von Papst Franziskus öfter gehörte Warnung vor einer „Diktatur einer Wirtschaft, die tötet“: Gemeint ist ein weithin gültiges „privatrechtliches Erfolgsmodell“ (Nr. 95), das zu immer größerer Ungleichheit der Lebensverhältnisse und zu weiterer grassierender Armut führt, als wenn „der freie Markt von selbst zur Lösung des Problems der Armut führen werde.“ (Nr. 114)

In der Tat: Ein Blick auf die meisten lateinamerikanischen und afrikanischen Staaten zeigt himmelschreiende Armut in skandalösem Kontrast zu überbordendem Reichtum.



Das spontane Eingreifen des barmherzigen Samariters ist ein Sinnbild des jüngsten Papstschreibens. Es geht um die Würde jedes Menschen. Gemälde von Daniel Thielen (1623–1711).

Foto: Imago/Zoonar.com/HGVorndran

Aber es stimmt eben auch: Welthandel und Kapitalismus führten zur effektiven Verringerung der Armut weltweit. Es ist noch Luft nach oben, aber am Grundmodell einer Sozialen Marktwirtschaft, eines sozialen und gerechten Kapitalismus, in den USA auch oft „Inclusive Capitalism“ genannt, ist nicht zu zweifeln. Niemand, auch nicht Papst Franziskus oder jetzt „Dilexi te“, auch nicht die Theologie der Befreiung, schon gar nicht der real existierende Sozialismus, haben bessere Methoden zur wirksamen Sorge für die Armen und zur Verringerung der weltweiten Armut hervorgebracht. Es beißt die Maus keinen Faden ab: Wir müssen den Kapitalismus auf Teufel komm raus verbessern, um Gottes Sorge um die Würde eines jeden Menschen erst zu nehmen. Der Staat muss Gesetze zur Sicherung sozialer

Gerechtigkeit durchsetzen; die Kirche ermahnt dazu und hat zugleich noch mehr im Blick: Gerechtigkeit der Liebe. Und das heißt: Es ist „die schlimmste Diskriminierung, unter der die Armen leiden, der Mangel an geistlicher Zuwendung. Die vorrangige Option für die Armen muss sich hauptsächlich in einer außerordentlichen und vorrangigen religiösen Zuwendung zeigen.“ (Nr. 114)

Im Jahre 847 erbaute Papst Leo IV., ein streitbarer Vorgänger des neuen Papstes Leo XIV., gegen die ständig in Rom und Latium brandschatzenden Sarazenen die Leoninische Mauer, die heute noch sichtbar ist: eine gewaltige Brandmauer um den Petersdom mit dem Grab des heiligen Petrus und mehr oder minder das Gebiet des heutigen Vatikanstaates abgrenzend.

Eine Absicherung gegen feindliche Überfälle und ein Schutz für den nach Jerusalem und der Grabeskirche heiligsten Ort der Christenheit, das Grab des Apostelfürsten Petrus, dessen Nachfolger als Stellvertreter Christi auf Erden der jeweilige Papst in Rom ist. Fast ist man versucht, an das am Anfang der Bibel geschilderte Paradies zu denken. Sein Name leitet sich aus der altpersischen Sprache her und wanderte im 7. Jahrhundert vor Christus als Lehnwort „paradeisos“ ins Griechische: „pairi“ heißt herum und „daeza“ heißt Ziegel. Gemeint ist eine ummauerte oder eingezäunte Fläche, eine Oase mit Wasser zur Sicherung des Überlebens; verwandt ist das hebräische Wort „pardes“ in späteren biblischen Texten für Baumgarten oder Oase. Erinert sei aber auch an den vermutlichen

Kern des Wortes Ethik, vom griechischen „ethos“, im Sanskrit-Wort „eto“ für eine Art Schaffpferd: Auch hier geht es um die Sicherung von etwas sehr Kostbarem. Die uralte Idee der Wüstenvölker ist: Wenn es in einer todbringenden Wüste lebensspendendes Wasser und eine Oase gibt, dann müssen Wasser und Oase künstlich gegen die tödliche Versandung geschützt werden. Wie? Mit einer Mauer aus gebrannten Ziegeln! Nur durch solch eine Art Brandmauer lässt sich Versandung und Verödung, verheerender Flächenbrand todbringender Vernichtung, ja eigentlich der frühe Tod durch Verdursten verhindern.

Wer aber schützt vor dem Verdursten der Seele, der inneren Verzweiflung, von der der dänische Philosoph Sören Kierkegaard im 19. Jahrhundert als der schleichenden „Krankheit zum Tode“ schrieb? Vor dieser seelischen tödlichen Krankheit schützt allein das Wasser des Lebens und der Liebe: von sterblichen Menschen, freilich, mehr noch und nachhaltiger vom unsterblichen ewigen Gott. Und wie wird dieses Wasser der Liebe geschützt vor der alltäglichen und anödenen Versandung geistiger Anspruchslosigkeit und zunehmender bequemer Suhlung bei den Schweinen, fernab vom Vaterhaus der verlorenen Liebe? Es braucht, so das Christentum und seine Bibel, eine geistige Mauer aus lebendiger Erinnerung an das Vaterhaus, die zum Aufbruch weg von den Schweinen inspiriert, eine Mauer aus Gebet und Nächstenliebe und tätiger Gottesverehrung; eine Mauer aus Gewissenserforschung und Tröstung durch die Sakramente der Kirche.

Brandmauern gegen die Menschenverachtung

Es braucht die Mühe einer „zweiten Natur“ des Menschen, so sagen die frühen Kirchenväter und auch der große Vorgänger des jetzigen Papstes, Leo der Große, um die Mängelnatur des Menschen als nackter und nichtsnutziger Menschenaffe, genauer gesagt: als borstiger Bonobo-Schimpanse, zu ergänzen und so den entscheidenden Schritt vom bloßen langen Überleben zum wahrhaft guten Leben zu ermöglichen. „Christ, erkenne deine Würde! Du bist der göttlichen Natur teilhaftig geworden, kehre nicht zu der alten Erbärmlichkeit zurück und lebe nicht unter deiner Würde!“, so predigt Papst Leo der Große an einem Weihnachtsfest.

Wer den Menschen in seiner Würde erhalten und zur Entfaltung seiner liebenden Seele führen will, der muss ihn schützen und bewahren und den Quell des Lebens und der Liebe in seiner Seele frisch und lebendig erhalten. Dazu braucht es eine doppelte Mauer: eine erste und zunächst noch minimale Mauer der staatlichen sozialen Gerechtigkeit und des Gesetzes gegen die Verletzung bürgerlicher Menschenrechte, und eine zweite, ungleich anspruchsvollere sakramentale Mauer der Liebe und der Barmherzigkeit gegen die Verletzung der menschlichen Seele. Sakramente wollen ja eine himmlische Mauer gegen die Lieblosigkeit durch das von Gott gestiftete Handeln der Kirche sein. Der Samariter hilft dem Menschen im Straßen graben tatsächlich unabhängig von jeder Volkszugehörigkeit. Aber das heißt natürlich nicht, dass die äußere, minimale staatliche Mauer der Menschenrechte nicht anders konstruiert sein kann als die innere Mauer der göttlichen und menschlichen Liebe: Hier gilt das Äußerste an Mühe und an Zumutung!

Davon handelt „Dilexi te“ im Glauben an Gottes unendliche Liebe zu jedem Menschen. Denn: Wer an Gottes Natur teilhat, gibt alles und weit mehr als irgendein Staat! Und zieht die leoninischen Mauern als Brandmauern gegen jede Menschenverachtung so weit wie möglich!

Der Autor ist Lehrstuhlinhaber an der Theologischen Fakultät Paderborn.

Glaubenspräfekt widerspricht Bätzing

Das Glaubensdikasterium hat die umstrittene Handreichung für Segensfeiern weder genehmigt noch wurde es offiziell konsultiert **VON DOROTHEA SCHMIDT**

Der Präfekt des Dikasteriums für die Glaubenslehre, Kardinal Víctor Manuel Fernández, hat die Behauptung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Bischof Georg Bätzing, zurückgewiesen, der Vatikan habe die von der DBK veröffentlichten Leitlinien zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare genehmigt. Einem Bericht des amerikanischen Nachrichtenportals „The Pillar“ vom Mittwoch zufolge erklärte Fernández, dass das Glaubensdikasterium nichts von den Leitlinien zu irregulären Verbindungen genehmigt habe. Bereits vor einiger Zeit habe der Vatikan einen Brief an Bätzing geschrieben, in dem die deutschen Bischöfe daran erinnert worden seien, dass das römische Dokument „Fiducia supplicans“, auf das sich Bätzing berufe, „jede Form von Ritualisierung ausschließt – genau wie es der Papst gesagt hat“, so Fernández.

Die Deutsche Bischofskonferenz teilte auf Anfrage dieser Zeitung mit, man werde sich zu der Angelegenheit nicht äußern.

Bischof Bätzing hatte in der Pressekonferenz zum Auftakt der Vollversammlung der Bischöfe im September erklärt, die im April erschienene Handreichung mit dem Titel „Segen gibt der Liebe Kraft – Segnungen für Paare, die sich lieben“ sei „transparent in Abstimmung mit dem Dikasterium für die Glaubenslehre“ entstanden. Das Dokument sei eine „pastorale Konkretisierung“ der vatikanischen Erklärung „Fiducia supplicans“ und nehme Rücksicht auf die Situation in Deutschland. Wörtlich hatte er hinzugefügt: „Für alle, die jetzt fragen, gibt es keinen Grund, es zurückzuziehen.“ Kardinal Fernández zufolge hat das Glaubensdikasterium die Handreichung jedoch weder genehmigt, noch sei man offiziell konsultiert worden. Richtig sei: Bätzing habe den Vatikan über das deutsche Papier informiert, allerdings verbunden mit dem ausdrücklichen Hinweis, man erwarte „keine förmliche Gutheißung“. Dennoch schickte der Argentinier einem Bericht von „Communio online“ zufolge kritische Anmerkungen nach Deutschland, woraufhin einige Passagen aus der Handreichung angepasst wur-



Kardinal Víctor Manuel Fernández, Präfekt des Dikasteriums für die Glaubenslehre, hat die deutschen Segensfeiern nicht abgenickt. Foto: Imago/AbacaPress

den – allerdings wurden die Änderungen so formuliert, dass faktisch alles beim Alten bleibt: Aus dem Satz „Bislang gab es keine offizielle Regelung dafür, wie Seelsorger“innen diesem Anliegen in guter Weise gerecht werden können“ wurde: „Bislang gab es keine allgemeine Handreichung dafür, wie Seelsorger“innen diesem Anliegen in guter Weise gerecht werden können.“ Der Ablauf des „liturgischen Ritus“, den Rom verboten hat, wurde zwar gestrichen, der Hinweis auf „Akklamation, Gebet und Gesang“, „Worte aus der Heiligen Schrift“ samt Auslegung sowie „Segensgebet“ mit „Lobpreis“, „Danksagung“ und „Segensbitte“ implizieren allerdings nichts anderes als eben eine liturgische Form.

Über die konkrete Kommunikation mit dem Glaubensdikasterium wollte DBK-Pressesprecher Matthias Kopp auf der Pressekonferenz „öffentlich keine Auskunft“ geben. Auch gab es laut „Communio“ keine Auskunft darüber, ob Fernández mit der abgewandelten Form der Handreichung einverstanden gewesen sei. Auf der Pressekonferenz sei alles gesagt worden, habe es geheißen.

Papst Leo XIV. hatte im Interview mit dem US-Portal „Crux“ indirekt Kritik an Entwicklungen in Nordeuropa geübt. Dort würden Rituale zur Segnung „von Menschen, die einander lieben“ veröffentlicht, was gegen die Intention von „Fiducia supplicans“ verstoße, hatte der Papst angemerkt.

In dem vatikanischen Dokument vom Dezember 2023 werde ausdrücklich erklärt, dass „wir natürlich alle Menschen segnen können, aber dass es nicht darum geht, eine Art Segnungsritual zu schaffen, da dies nicht der Lehre der Kirche entspricht“. Möglich seien lediglich nicht-liturgische, informelle Segnungen für Menschen in „irregulären Lebenssituationen“, zu denen auch gleichgeschlechtliche Paare gehören.

Ungeachtet der klaren Ansagen aus Rom hat das Bistum Aachen in dieser Woche offizielle Segensfeiern für Paare, die sich lieben, eingeführt. Mit der Bekanntgabe im Amtsblatt ist die umstrittene Handreichung der Gemeinsamen Konferenz der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), „Segen gibt der Liebe Kraft. Segnungen für Paare, die sich lieben“, in diesem Bistum eine amtlich erlaubte pastorale Leitlinie für Seelsorger sowie Beauftragte für Wort-Gottes-Feiern.

Dem Aachener Bischof Helmut Dierer zufolge kann eine Segensfeier „die Zusage Gottes erfahrbar machen und zeigen, dass Menschen mit ihrer Liebe und Verantwortung füreinander in der Kirche gesehen und angenommen sind“. Die Handreichung stehe im Zusammenhang mit der im Dezember 2023 veröffentlichten Erklärung „Fiducia supplicans – Über die pastorale Sinngebung von Segnungen“ des Dikasteriums für die Glaubenslehre.

Nach Angaben des Amtsblatts enthalten die Leitlinien „keine festen liturgischen Vorgaben“, sondern „Hinweise zur Gestaltung einer Segensfeier“. Segensfeiern seien Ausdruck einer Pastoralstrategie, die auf Freiheit, Begegnung und Ermöglichung setze und sich auch an Menschen richte, „die bewusst anders leben“ – an „Paare in der Vielfalt sexueller Orientierungen und geschlechtlicher Identitäten“. Alles, was in Beziehungen und gemeinsamem Leben gut sei, werde durch die Gegenwart des Heiligen Geistes bereichert. Das Amtsblatt erwähnt die Klarstellung von Papst Leo nicht.

Gutachten entlastet Bistümer

Köln, Essen und Münster distanzieren sich von unbelegten Missbrauchsvorwürfen

KÖLN/MÜNSTER (DT/dsc) Die Bistümer Essen und Münster sowie das Erzbistum Köln haben die Ergebnisse einer umfangreichen unabhängigen Untersuchung zu Vorwürfen ritueller sexualisierter Gewalt in kirchlichen Täternetzwerken veröffentlicht. Das Ergebnis: Die von der Kölner Kanzlei Feigen·Graf durchgeführte Überprüfung hat keinen einzigen belastbaren Hinweis auf die beschriebenen Vorwürfe ritueller Gewalt und die beschriebenen organisierten Täternetzwerke erbracht. Allen Betroffenen aussagen ist das vollständige Fehlen konkreter objektiver Nachweise gemeinsam. Als plausible Alternativerklärung für die erhobenen Vorwürfe benennt die Untersuchung mögliche „suggestive Einflüsse von außen, insbesondere im Therapiekontext“. Die in diesen Therapien vertretene Ritueller-Gewalt-Theorie ist dem Gutachten zufolge „eine nur scheinbare Erklärung, die den Betroffenen einen Ausweg aus Trauma und Hilflosigkeit vorspiegelt und ihre Lage aus unserer Sicht erheblich verschlimmert hat“.

Diese Einschätzung bestätigt auch das aussagepsychologische Gutachten. Die Fachpsychologinnen für Rechtspsychologie Silvia Gubi-Kelm und Petra Wolf kommen zu der Feststellung, „dass in den vorliegenden Fällen nicht von genuinen Erinnerungen an rituellen sexuellen Miss-

brauch auszugehen ist. Vielmehr weisen die Informationen über die Entstehung und Entwicklung der Angaben darauf hin, dass die vorliegenden Schilderungen auf Scheinerinnerungen basieren. Die jeweiligen Aussagegegnen sind geradezu prototypisch für die Entstehung und Entwicklung von falschen autobiografischen Erinnerungen.“

Der Untersuchungsbericht der Kanzlei Feigen Graf kritisiert auch das Wirken der früheren „Beratungsstelle Organisierte sexuelle und rituelle Gewalt“ des Bistums Münster und von deren Vorgängerstelle sowie den „Arbeitskreis Ritueller Gewalt“ der Bistümer Essen, Münster und Osnabrück. Die Schließung der Beratungsstelle in Münster im März 2023, deren Mitarbeiterinnen Anhängerinnen der Ritueller-Gewalt-Theorie waren, war – so betont der Bericht – richtig, sie sei aber aus heutiger Sicht deutlich zu spät erfolgt. Denn auch die Arbeit der Beratungsstelle habe ihren Anteil daran, dass die Betroffenen sich immer tiefer in die Suche nach Erinnerungen verstrickt haben.

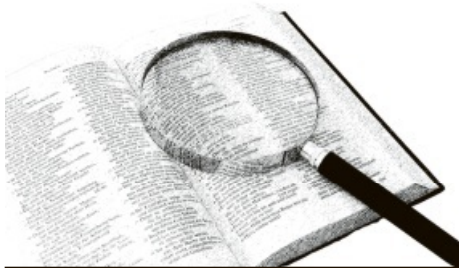
Hintergrund der Untersuchung waren Aussagen von rund einem Dutzend Personen, die angaben, in ihrer Kindheit Opfer schwerster sexualisierter Gewalt mit rituellen Bezügen geworden zu sein. Dabei sollen die Täter laut Aussagen der Anklä-

ger unter anderem Priester sowie hohe kirchliche Würdenträger wie Bischöfe, Kardinäle und auch bereits verstorbene Erzbischöfe gewesen sein, teils aus anderen Bistümern wie Paderborn oder Hildesheim.

An den Betroffenen, so behauptet die Ritueller-Gewalt-Theorie, begingen die Mitglieder der Täternetzwerke schwerste Straftaten: von Vergewaltigungen über erzwungene Schwangerschaftsabbrüche bis hin zu Morden und Kannibalismus. „Hieraus ergibt sich“, so heißt es in dem Untersuchungsbericht, „die offensichtlichste argumentative Schwäche der Ritueller-Gewalt-Theorie – nämlich das Fehlen objektiver Nachweise für die geschilderten Taten und Praktiken.“ Es sei fernliegend, dass solche Täternetzwerke über Jahrzehnte derartige Straftaten begingen und dabei gänzlich unentdeckt blieben.

Im Umgang mit den behaupteten Fällen ritueller Gewalt kann nach Einschätzung der Kanzlei auch das von der Deutschen Bischofskonferenz für Fälle sexualisierter Gewalt 2021 eingeführte Verfahren zur Anerkennung des Leids kontraproduktiv sein. In den betroffenen Fällen würden Kosten für Therapien übernommen, „die gerade nicht zu einer Verbesserung des Zustands der Betroffenen führen“.

SONNTAGSLESUNG



Gottes Suche nach dem Glauben der Geschöpfe

VON ANDRZEJ KUCINSKI

Das inständige Gebet ist ein bekanntes Motiv der christlichen Spiritualität. Das neutestamentliche Gleichnis vom ungerechten Richter und der unbequemen Witwe spricht aber nicht von einer bestimmten mystischen Gebetsform, sondern einfach von der beharrlichen Ausdauer im Beten.

Um dies zu veranschaulichen, kommt es zu einer Gegenüberstellung der beiden Gestalten aus dem Gleichnis. Beide sind in der jüdischen Tradition sehr geläufig. Die Richter stehen im Alten Testament ständig unter Kritik wegen ihrer Ungerechtigkeit und der Beugung des Rechts zuungunsten der Schutzlosesten, die etwa kein Geld für Bestechung in Rechtssachen aufbringen können.

Demgegenüber zeigt Jesus die Witwe – in der Bibel – neben den Waisen – Synonym für eine besonders vulnerable Person und Objekt der besonderen Fürsorge Gottes. Der durch Mangel an Gottesfurcht sündigende Richter lässt sich am Ende doch zum Einlenken bewegen, nicht aus Umkehr, sondern aus Bequemlichkeit.

Dieses Faktum bildet für Jesus allerdings den Anlass, mithilfe der jüdischen Argumentationsfigur „um wie viel mehr“ das Handeln Gottes zu explizieren: Wenn schon der ungerechte Richter die Bitte erhört, um wie viel mehr erbarmt sich der gütige Gott seiner Auserwählten! Am Ende des Gleichnisses hingegen wird der Leser abrupt durch den dramatischen Ruf Jesu in Unruhe versetzt:

Säkularismus ist alles andere als harmlos

„Wird jedoch der Menschensohn, wenn er kommt, auf der Erde noch Glauben vorfinden?“

So können wir das zuvor empfohlene Beten noch in einem anderen Sinne verstehen. Es handelt sich um den Zusammenhang von Gebet und Glaube. Letzterer ist in der Welt ständiger Anfechtung ausgesetzt. Keiner darf sich daher in Bezug auf seinen Glauben in Sicherheit wähnen. Wer sich nicht um dessen ständiges Wachstum kümmert, der riskiert, ihn ganz zu verlieren. Und eine vorzügliche Form der Sorge um den eigenen Glauben ist gerade das Gebet. Denn es nährt den Glauben, der wiederum zum Gebet anspornt.

Das Gebet ist eine Form des tätigen Glaubens, der Gottesbeziehung. Eine solche Haltung hilft auch, die Gottesfurcht zu gewinnen, die dem Richter gerade fehlt. In dieser Hinsicht steht er im Übrigen für einen weiteren schwerwiegenden Zusammenhang im Gleichnis: Die Rücksichtslosigkeit gegenüber Gott endet in der Rücksichtslosigkeit gegen den Menschen.

Für den Richter stellt Gott überhaupt keine Motivation für sein eigenes Verhalten gegenüber dem Nächsten dar. Der Säkularismus ist also offensichtlich nicht so harmlos, wie er manchmal daherkommt. Deshalb ein Appell an die heutige Kultur: Lasst uns den allmächtigen Gott aus unserem gemeinsamen Leben besser nicht ganz verabschieden. Denn dann läuft die Menschheit unweigerlich Gefahr, auch den Menschen zu vergessen.

Exodus 17, 8–13
2 Timotheus 3, 14–4, 2
Lukas 18, 1–8
Zu den Lesungen des 29. Sonntags im Jahreskreis 2025 (Lesejahr C)

Theologie mit heißer Feder

Der mittelalterliche „Traktat gegen die Griechen“ eines anonymen Dominikaners aus Konstantinopel zeigt, wie Streitfragen nach der Kirchenspaltung von 1054 erörtert wurden

VON JÜRGEN HENKEL

Schon im knappen Titel wird klar, worum es in diesem beachtlichen wie umfangreichen Opus eines anonymen Dominikaners geht, wenn es dort salopp heißt „Tractatus contra Graecos“ – zu Deutsch: „Traktat gegen die Griechen“. Bei aller theologischen Argumentation voller gedanklichem Tiefgang bestimmen vor allem konfessionelle Polemik und Spitzfindigkeiten diese Schrift aus dem Jahr 1252, die von der Kirchenhistorikerin Andrea Riedl dem Publikum in einer aktuellen Übersetzung jüngst zugänglich gemacht wurde.

Die Veröffentlichung des lateinisch verfassten Traktats fiel mitten in eine überaus aufgeheizte Phase der Beziehungen zwischen der lateinischen West- und der byzantinischen Ostkirche. So haben die Eroberung Konstantinopels durch das lateinische Kreuzfahrerheer 1204 und die Errichtung des Lateinischen Kaiserreichs von Konstantinopel von 1204–1261 aus heutiger Perspektive das große Schisma von 1054 in seiner kirchlichen Binnenwirkung zusätzlich verschärft und das Klima zwischen den Kirchen noch nachhaltiger verschlechtert als die Geschehnisse von 1054.

Genau in diese Hochphase der kirchlichen Entfremdung zwischen West und Ost hinein ist dieses Werk konzipiert. Es avancierte in der Folgezeit auch aufgrund seiner ausgeprägten Systematik zu einer qualifizierten Quellensammlung und Argumentationshilfe für die lateinischen Akteure. Gleichzeitig dokumentiert der Band für die Nachwelt, mit welcher spitzer Feder dogmatische Differenzen zu jener Zeit argumentativ und rhetorisch ausgetragen wurden.

In der Einleitung ordnet die Herausgeberin das Werk in den kirchenhistorischen Hintergrund ein, skizziert jedoch auch das Besondere des Traktats aus dem Blickwinkel der heutigen Ökumene. Ausgangslage ist die Einschätzung beider Seiten, wonach die „eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“ nur noch in der jeweils eigenen Kirche verwirklicht sei und die „abtrünnige“ je andere Seite unbedingt in den Schoß der eigenen Kirche zurückzuführen sei. Dieses ekklesiologische „reductio“-Verständnis war Allgemeingut – und ist es im Zweifel trotz aller Annäherung bis heute.

Dem Traktat von 1252 kommt das Verdienst zu, die katholische Position zu den großen Streitthemen vom *Filioque* über das Fegefeuer bis zum päpstlichen Primat in bis heute gültiger Deutlichkeit formuliert und begründet zu haben.

Das Werk stammt von einem anonymen Dominikaner, der von der Autorin als „hochgebildeter und äußerst sprachkompetenter Autor“ charakterisiert wird und dem noch jungen Konvent von Konstantinopel angehörte. Dieser bereitet die wichtigsten Informationen über die Konfliktthemen zwischen den beiden Kirchen argumentativ auf. Auch wenn die dabei zelebrierte Rhetorik und Kontroverstheologie im Tonfall heute aus der Zeit gefallen wirkt, ist das Werk trotzdem höchst veröffentlichungswürdig und lesenswert.

Die Herausgeberin sortiert das voluminöse Opus selbst in die Gattung der Polemik mit „harschen gegenseitigen Zuschreibungen und Vorwürfen“ ein, macht aber auch völlig zu Recht deutlich, „dass heutige Vorstellungen, Ziele und Umgangsformen des ökumenischen Dialogs bei redlichem Zugang genauso wenig auf das Mittelalter angewandt



Papst Innozenz III. in der Papstkapelle Sancta Sanctorum im Lateranpalast in Rom.

Foto: KNA/R. Siciliani

werden können, wie mittelalterliche Diskurse auf etwa die Spätantike rückprojiziert werden dürfen.“ Der „Traktat“ ist deshalb von ökumenischer Bedeutung, denn „die Alternative wäre, Geschichte zu vergessen, historische Entwicklungen zu ignorieren und nur solche Texte zuzulassen, die unsere heutigen Befindlichkeiten im Hinblick auf ökumenische Errungenschaften nicht stören“.

Dass das Werk anonym erscheint, ist nicht weiter verwunderlich. Es ist eine Auftragsarbeit des im Westen ausgebildeten und im Osten lebenden Autors auf Bitte seiner Mitbrüder im Konvent, die sich davon eine dominikanische Perspektive zum Umgang mit der byzantinischen Kirche und Theologie erwartet haben. Und der Ordensbruder liefert. Er kann Griechisch, was ihn in die Lage versetzte, die Werke der griechischen Theologen sowie Quellen aus griechischen Archiven und Bibliotheken im Original zu lesen und zu verstehen. Seine Methode ist klassisch. Er stellt den 15 Themenblöcken, die er behandelt, immer die „griechische“, also ostkirchliche, Position ausführlich vorneweg, um diese dann kritisch zu reflektieren und anhand der „lateinischen“ – also der richtigen und wahren – Position zu widerlegen.

Der Übersetzerin zufolge trägt das Werk „als frühester uns bekannter Text des lateinischen Westens Spuren dessen, was sich kurze Zeit später als Allgemeingut auf der Agenda der (...) Unionskonzilien von Lyon und Ferrara-Florenz wiederfindet“. Vor allem die klassischen vier theologischen Streitpunkte – das *Filioque*, die Frage nach der Materie des eucharistischen Brotes (gesäuertes oder ungesäuertes Brot), die Differenz über das Fegefeuer und die ekklesiologische Frage nach dem Vorrang Roms und der römischen Kirche vor den Kirchen des christlichen

Ostens – werden hier erstmals systematisch bearbeitet mit Argument und Gegenargument.

Zum zweiten gehe es vor allem infolge der universalen päpstlichen Ansprüche von Innozenz III. (1198–1216) um die Kräfteverhältnisse zwischen West und Ost und die universalkirchliche Vorrangstellung des Papstes als Oberhaupt der gesamten Kirche. Der Dominikaner versucht, diese Ansprüche argumentativ durch Schrift, Tradition und Vernunft zu verankern.

Der Autor gliedert seinen „Tractatus“ in zwei Teile mit insgesamt 15 einzelnen Abschnitten. Der Hauptteil besteht aus sechs, der zweite Teil aus neun Abschnitten. Dabei kommen im Hauptteil neben den vier Hauptkontroversen auch die außertheologischen Gründe des Schismas zur Sprache. Im Appendix wiederum geht es unter anderem um die Konziliengeschichte, die „Apostolischen Canones“, das Glaubensbekenntnis von Nizäa und die Exkommunikationen des Jahres 1054. Die konzentrierte Zusammenfassung aller Abschnitte durch die Übersetzerin in der Einleitung erweist sich als hilfreich.

Die besondere Pointe in der Argumentation des dominikanischen Theologen besteht in der Absicht, darzustellen, dass die eigenen Autoritäten der Byzantiner – die Heilige Schrift, die Konzilien und vor allem die griechischen Kirchenväter – als Garanten der Wahrheit die Positionen der Lateiner stützten und selbst lehrten. Sein Ziel ist es zu zeigen, „wie der Starrsinn der Griechen anhand ihrer eigenen Bücher erwiesen werden kann“. Schuld und Irrtum werden dabei klar verteilt, immer wieder ist von Lügen, Starrsinn und Fabeln der östlichen Theologen die Rede. Der Dominikaner bietet hier Säbel statt Florett und liefert doch zugleich eine erstklassige wie umfangreiche Quelle zur

Theologiegeschichte und zur argumentativen Methodik spätmittelalterlicher systematischer Theologie.

Immer wieder kommt eine zutiefst biblische und auch liturgische Argumentation zum Tragen. Tief ostkirchlich geprägt ist der Hinweis, dass die Glaubenssätze auch in der Liturgie singend bezeugt werden: „Die Bischöfe verkündeten in aller Deutlichkeit die Wahrheit des Glaubens, an der wir im Bekenntnis festhalten, und gaben die Weisung, dass in den Kirchen alle diesen Glauben in der Liturgie singend bezeugen sollten.“

Gelegentliche Vereinfachungen fallen auf. Wenn der Autor etwa das späte Hinzufügen des berühmten *Filioque* zum Glaubensbekenntnis mit den Worten erklärt: „Die heiligen Väter haben es nicht in das Glaubensbekenntnis aufgenommen, weil sie nicht im Geringsten daran zweifelten. Sie nahmen nämlich nur in das Bekenntnis auf beziehungsweise schrieben nur in den Synoden fest, was von den Häretikern verdreht und in Zweifel gezogen wurde und was die Welt oder die ganze Kirche in den Irrtum führte. (...) Da es damals aber nicht in Frage oder Zweifel stand, ob der Geist aus dem Sohn hervorgeht oder nicht, übergangen es die heiligen Väter in Schweigen“.

Von grundlegender Bedeutung ist durchgehend die Frage der Anerkennung des päpstlichen Primats und damit das Problem der kirchlichen Macht. In den Worten des Dominikaners geht es dabei um „den Nachweis des Gehorsams und der geschuldeten Ehrerbietung gegenüber der römischen Kirche“. Er macht dies an drei Fragen fest: von wem die römische Kirche diese Macht erhalten habe, wann sie diese Macht erlangt habe und ob sie diese Macht über die Gesamtheit aller Kirchen oder lediglich über einige Teilkirchen ausübe.

Dazu kam die Frage, ob der Papst von Rom die Fülle der Macht für sich allein beanspruchen könne, was der Dominikaner natürlich bejaht, denn „hinter dem Rücken des obersten Pontifex“ oder ohne dessen Zustimmung könne nichts geschehen; auch Konzilsbeschlüsse könnten ohne die Zustimmung des Papstes keine Gültigkeit erlangen. Der „Tractatus“ bezweifelt sogar die Rechtmäßigkeit des Patriarchatsitzes von Konstantinopel und den Titel des Ökumenischen Patriarchen. So zähle Konstantinopel nicht zu den „apostolischen Sedes“. Die berühmte „Konstantinische Schenkung“ wird ausgiebig zitiert, die Klärung der Machtfrage im römischen Sinne zudem schon in den Beschlüssen des ersten Konzils von Nizäa verortet.

Der Dominikaner fragt: „Wie können die griechischen Zeitgenossen derart blind und abgestumpft im Geiste sein, dass sie behaupten, sie verstünden nicht der Obödienz der römischen Kirche?“ Der römische Pontifex habe „ähnlich einem Fürsten“ Macht inne, die er von den Konzilien erhalten habe und auf den Konzilien ausübe. Er zieht den Schluss, dass der römische Pontifex das Haupt aller Kirchen bzw. der Gesamtkirche ist, (...); dass er der Nachfolger Petri und Stellvertreter Gottes auf Erden ist, dem die Gläubigen so wie dem Herrn selbst ergeben und demütig gehorchen sollen in allem, was gottgemäß ist.“

Immerhin benennt der „Tractatus“ auch recht konkret Gründe für das Schisma: die Teilung des Römischen Reiches, die fehlende Einladung und Mitwirkung der Griechen am „ultramontanen Konzil“ der Synode von Aachen von 809, als das *Filioque* zum Glaubensbekenntnis hinzugefügt wurde, die „allzu übertriebenen Geldforderungen der päpstlichen Legaten“ an Konstantinopel – ganz zu schweigen „von ihrem Aufzug und Hochmut“, sowie die Absetzung und Exkommunikation des Patriarchen Photius. Doch auch dies wendet der westliche Theologe gegen die Griechen: „genügt denn all dies, um ein derartiges Schisma, ja so viele verlorene Seelen zu rechtfertigen? Wohl kaum. Aber nach Gründen sucht, wer den Freund verlassen will.“

Die Abschnitte des „Appendix“ bieten dann unter anderem eine Konzilsgegeschichte aus der Perspektive des Dominikaners und eine kritische Sicht auf die für die Ostkirche so wichtigen altkirchlichen Canones, denen er innere Widersprüche nachweisen will. Auch hier gilt wieder, „dass kein Canon irgendeine Wirkkraft oder Festigkeit besaß, wenn er nicht zugleich durch die Gunst und Zustimmung des höchsten Pontifex unterstützt wird.“

So sei die einstige „Zierde der Kirche der Griechen“ nun „getrübt durch das Dunkel der Irrtümer“, sodass sie nicht mehr „Kirche der Glaubenden“, sondern „Versammlung der Häresiarchen“ zu nennen sei. Den Ersthierarchen der Griechen wird zudem Simonie unterstellt, „da sie ohne Geldzuwendungen niemandem Kirchenräume anvertrauen“. Selbst die orthodoxen Mönche kriegen ihr Fett ab. Sie „streunen wie die Tiere zu einzelnen Stunden außerhalb der Klausur umher, und sie essen mitten auf der Straße. (...) Es zieht sie in die Wirtshäuser, und in heißem Wein soll das Gegessene in den Verdauungstrakt geschwemmt werden.“ Auch an der orthodoxen Praxis der Scheidung und Wiederheirat übt der Dominikaner heftige Kritik: „Frauen wie Männer gehen leichtfertig mit dem Sakrament der Ehe um.“ Ebenso an der Priesterehe und der Wiedertaufe bei Konvertiten. Selbst wenn sich im zweiten Teil manches wiederholt, so sind auch diese Ausführungen lesenswert und lehrreich zugleich.

Fontes Christiani: Tractatus contra Graecos/Traktat gegen die Griechen, Lateinisch-Deutsch, eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Andrea Riedl, Freiburg: Herder, 2024, gebunden, 447 Seiten, EUR 55,-

Der Rezensent ist evangelischer Pfarrer.

Man kann Gottes Schönheit überall entdecken

Ein Gespräch mit dem lutherischen Pfarrer Justus Geilhufe über seinen Roman als Wegbeschreibung zu Gott **VON ESTHER VON KROSIGK**

Herr Pfarrer Geilhufe, kann jemand, der nicht in Clubs geht und das „wilde Berlin“ wenig kennt, Ihr Buch „Gott und die Schönheit“ verstehen?

Da ich den Berliner Club Berghain und was es ausmacht, sehr ausführlich beschreibe, denke ich schon, dass man nicht in diesem Club drin gewesen sein muss, um zu verstehen, worum es geht. Ein solches Erlebnis, dass einen etwas tief ergreift und man spürt: Hier übersteigt mich gerade etwas, was ich nicht fassen kann, das einen Hauch Übermenschliches hat. Ein derartiges Erleben wird man auch als Nicht-Clubgänger nachvollziehen können.

Oder möchten Sie vielleicht mit Ihrer Erzählung eine ganz neue Herangehensweise an den christlichen Glauben aufzeigen?

Richtig, durch mein Buch möchte ich auch Menschen ansprechen, die aus christlicher Überzeugung solche Clubs meiden oder mit dieser Welt nichts zu tun haben wollen. Dass sie sich bewusst machen, dass gerade dort etwas wartet, wofür wir offen sein sollten, wenn wir Suchende und jene, die Antworten finden möchten – wie mein Protagonist – in Berührung mit unserer christlichen Kirche bringen wollen.

Wie haben Sie, der sich offensichtlich gut in der Szene auskennt, in die Innerlichkeit des Glaubens gefunden?

Ich bin ein ostdeutsches Pfarrerskind, aufgewachsen in der Piefügkeit des Nachsozialismus. In puncto Glauben hatte ich aber ein sehr vorbildliches Elternhaus und ich war in den christlichen Kreisen verwurzelt. Die Christen waren zwar eine durch jahrzehntelange Verfolgung aufgeriebene Minderheit, aber wo sie sich trafen, habe ich als Heranwachsender große, lebendige, aktive Gemeinden erlebt, die sozial engagiert waren. Da saßen 150 Leute im Gottesdienst. Es gab nie eine Distanz oder einen Bruch, das war so überzeugend und schön! Ich fühle mich dort nach wie vor beheimatet.

Bekommt man durch Ihr Essay eine Ahnung, wie die Generation Y der Ossis tickt? Ist das auch ein wenig Ihre Intention gewesen?



Justus Geilhufe sucht nicht-alltägliche Perspektiven auf den Herrn.

Foto: Privat

Über meine Generation kann ich sagen: Wenn sie kirchlich sozialisiert ist und am Gemeindeleben teilnimmt, dann ist da eine große Sehnsucht nach kirchlicher Kultur und nach kirchlicher Prägung des eigenen Lebens. Mit meinen Büchern will ich von dieser Kultur erzählen. Und die Reaktionen vieler meiner Leser zeigen mir, dass auch sie sich nach einem kirchlich geprägten Alltag sehnen.

Zwischen dem „alten“ Protestantismus, den Sie aus Ihrer Jugend kennen und von dem Sie auch liebevoll erzählen, und dem heute gelebten Glauben tut sich eine Kluft auf. Was hat sich verändert?

Da ist sicherlich eine Fremdheit zwischen der etablierten Kirche und der neuen Generation. Denn viele Menschen haben sich von der bisherigen Kirche verabschiedet – nicht nur von alten Formen und Traditionen, sondern auch von der Idee, dass

es Landeskirchen mit gewissen Strukturen und Abläufen gibt. Die beiden Seiten muss man irgendwie zusammenbringen. Was die neue Generation betrifft, habe ich das Gefühl, dass sie missionarisch ausgerichtet sein muss. Der junge Protestantismus hier im Osten ist nicht evangelikal oder charismatisch geprägt, sondern er wird vor allem mit Missionierung und mit der Neuentdeckung von kirchlichem und christlichem Wissen einhergehen. Das dürfen wir als große Chance begreifen.

Die Bereitschaft, sonntags in die Kirche zu gehen, ist schon noch da?

Die ist leider an vielen Stellen im Land nicht mehr gegeben. Doch ich erlebe auch, dass sie an anderen Stellen neu aufgebaut werden kann. Sie machen Gott sehr stark an Schönheit fest. Was ist, wenn es nichts Schönes im Leben gibt? Gibt es dann auch keinen Gott?

Wer keine Schönheit in der Welt erwartet und sie nirgendwo sehen kann, der ist ein bedauernswerter Mensch. Schließlich ist es auch ein Geschenk des Glaubens, dass man in einer Welt, in der man nach eigenen Maßstäben Schönes vermisst und wo vieles auf den ersten Blick trostlos erscheinen mag, Dinge entdecken und sagen kann: Das ist jetzt Gott.

Schönheit kann demnach überall sein ...

Wenn wir davon ausgehen, dass Gott Schönheit ist, dann ist es tatsächlich so, dass sich Schönheit an vielen Orten entdecken lässt.

Sie schreiben am Ende Ihres Buches: Es war der Protestantismus, den Matej mir eigentlich erst gezeigt hatte. Was hat das mit Ihnen gemacht, dass Sie diesen Freund mit „Punk-Mindset“ getauft haben?

Es ist dieser neue, nach vorne gerichtete Protestantismus, der schaut, was in Zukunft möglich ist und der einen guten Platz bei uns findet. Die Tatsache, dass wir nicht eine Kultur der vorigen Generation übernehmen müssen, sondern vielmehr, dass wir Formen und Traditionen, auch Inhalte, behalten, aber dann mit dem füllen, was unser Leben nun mal ist. Und das ist mit das Spannendste, was man sich vorstellen kann. Für mich ist es großartig, diesen Prozess seelsorgerisch, theologisch und missionarisch zu begleiten. Zu sagen: Guckt mal, wo euer Platz ist, was braucht ihr vor oder nach dem Gottesdienst? Wie könnte ein Hauskreis bei euch aussehen? Das macht irre viel Spaß.

Die Autorin ist freie Journalistin und lebt in Süddeutschland.

HINTERGRUND

Justus Geilhufe betrachtet in seinem aktuellen Buch „Gott und die Schönheit“ die atheistischen Gesellschaft in Ostdeutschland. Auf sehr anschauliche und teils lyrische Weise erzählt der Autor in seinem Essay von einem Wochenende mit Freunden in Sachsen, das mit einer Erwachsenentaufe seinen Höhepunkt findet. So geschehen und doch mit einem Anteil Fiktion, nimmt Justus Geilhufe, der seit 2021 evangelisch-lutherischer Pfarrer der Kirchgemeinde am Dom zu Freiberg und Hochschulseelsorger an der Technischen Universität Bergakademie ist, den Leser mit auf einen spirituellen Roadtrip. Dieser führt vom Berliner Nachtclub Berghain über das Kloster Ossegg hin zur schlichten Pfarrkirche auf dem sächsischen Land, wo der Protagonist Matej sich taufen lässt. Gott offenbart sich, so die Botschaft des Buches, im Schönen – aber nicht unbedingt in der ästhetischen Perfektion, sondern in dem Erkennen, dass wahre Schönheit Gnade ist, die überall gesehen kann.

Esther von Krosigk



Am 19. Oktober wird Papst Leo XIV. auf dem Petersplatz in Rom sieben Heiligsprechungen vornehmen. Zwei der neuen Heiligen stammen aus Venezuela und sind die ersten des südamerikanischen Landes: der Laie José Gregorio Hernández Cisneros und die Ordensschwester Carmen Rendiles Martínez. Wir werden beide nacheinander in dieser Serie vorstellen: Carmen Rendiles Martínez in dieser und José Gregorio Hernández Cisneros in der kommenden Woche, in die auch sein Gedenktag fällt. Im November porträtieren wir dann zu ihrem Gedenktag eine dritte Person aus der Gruppe der neuen Heiligen, die Ordensschwester Vincenza Maria

19. Oktober: Die Wochenheilige Die heilige Maria Carmen Rendiles Martínez SdJ

Poloni. Die übrigen vier – Ignatius Maloyan, Pita To Rot, Maria Troncatti und Bartolo Longo – wurden bereits vorher als Selige in dieser Serie vorgestellt. Carmen Elena Rendiles Martínez wurde am 11. August 1903 in der venezolanischen Hauptstadt Caracas als drittes von neun Kindern einer Bankiersfamilie geboren. Von Geburt an fehlte ihr der linke Arm. Sie war von Kindheit an sehr religiös und besonders in der Herz-Jesu-Verehrung verankert. Schon mit 15 Jahren hatte sie den Wunsch, in einen Orden einzutreten, konnte dies aber über ein Jahrzehnt lang nicht verwirklichen. Zunächst musste sie wegen einer Lungenerkrankung zu einer Tante ziehen, wo sie sich in der Pfarrei engagierte, danach wollte aufgrund ihrer Armprothese und der damit verbundenen Behinderung kein Konvent sie aufnehmen. 1926 holte der Erzbischof von Caracas, Felipe Rincón Gonzalez, die junge französische

Kongregation der „Servantes de l'Eucharistie“ nach Venezuela. Von einer Freundin ermutigt, ging Carmen hin, um die Schwestern kennenzulernen. Am 27. Februar 1927 wurde sie als Postulantin in die Kongregation aufgenommen und ein halbes Jahr später eingekleidet; sie stellte den Namen „Maria“ vor ihren Taufnamen. Am 8. September 1932 legte sie die ewigen Gelübde ab, verbrachte dann zwei Jahre im Mutterhaus in Toulouse und wurde nach ihrer Rückkehr nach Caracas zur Novizenmeisterin ernannt. 1945 wurde sie Provinzoberin aller Konvente der Kongregation in Venezuela und in Kolumbien. Die eucharistische Anbetung und das Leiden bildeten die Grundlagen der Spiritualität von M. Maria Carmen: „Im Vertrauen auf Gott öffnete sie ihr Herz allen Menschen, vor allem den Armen. Auch den Priestern brachte sie Verehrung und Fürsorge entgegen, und für viele wurde sie zur weisen, mütterlichen Ratgeberin. Gegen-

über ihren geistlichen Töchtern war sie gütig und liebevoll. Besonders bemüht war sie um die Kranken, die sie besuchte, unterstützte, denen sie diente und denen sie auf jede nur mögliche Weise half. Ihr besonderer Wesenszug war ihre Einfühl-samkeit, ihr Respekt und ihre Vergebung, die sie allen entgegenbrachte, die ihr Leid zufügten.“ 1936 waren die Konstitutionen der Kongregation approbiert worden, die einige Veränderungen am Gründungscharisma vornahmen. Diese Neuerungen und die durch den Zweiten Weltkrieg erschwerte Kommunikation zwischen Europa und Lateinamerika führten dazu, dass die Zweige auf den beiden Kontinenten sich in unterschiedliche Richtungen entwickelten. 1961 gab es neue Konstitutionen, die bestimmten, dass sowohl die Schwestern, die innerhalb der Gemeinschaft lebten, als auch externe Mitarbeiterinnen, die kein Ordenskleid trugen und in Privat-

haushalten lebten, die Ordensgelübde ablegen durften. Dies entsprach nicht dem Willen der Gründerin, die nur für die Schwestern in der Gemeinschaft die Gelübde wollte, während die externen Mitarbeiterinnen als Laien in der Welt leben sollten. Um das ursprüngliche Charisma zu bewahren, bat M. Maria Carmen 1965 um eine Loslösung des lateinamerikanischen Zweiges: So entstand die neue Kongregation der „Siervas de Jesús“, als deren Gründerin sie gilt und in deren Spiritualität bis heute die Eucharistie im Mittelpunkt steht. In ihrem letzten Rundschreiben kurz vor ihrem Tod am 9. Mai 1977 mahnte M. Maria Carmen ihre Mitschwwestern noch einmal, für „die Rückkehr der Sünder zur eucharistischen Mahlgemeinschaft“ zu beten. Dieses Schreiben gilt als ihr geistliches Testament. Sie wurde am 16. Juni 2018 unter Papst Franziskus seliggesprochen.

Waren die Katakomben vor allem Zufluchtstätten für die jungen Christen in Zeiten der religiösen Verfolgung? Dieser Irrglaube hat sich schnell verbreitet, nachdem im 15. Jahrhundert die römischen Katakomben allmählich wiederentdeckt wurden. Tatsächlich waren die Katakomben aber ausschließlich unterirdische Friedhöfe: Sie dienten der Bestattung von Gemeindemitgliedern, dem Gedenken an Verstorbene und der Verehrung von Heiligen. Ihr Anfang, damals noch vor den Stadtmauern Roms, lässt sich an die Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert datieren. Zwar gab es bereits zuvor eindeutig christliche Grabstätten innerhalb heidnischer Friedhöfe, jedoch keine allein den Christen vorbehaltenen Begräbnisstätten. Solche Begräbnisorte waren aber zunehmend notwendig geworden. Der christliche Glaube breitete sich weiter aus und gleichzeitig verbesserte sich die interne Gemeindeorganisation. Das Ziel der frühen Christen war dabei: Allen Gemeindemitgliedern sollte ein würdevolles Begräbnis ermöglicht werden, unabhängig von ihren finanziellen Mitteln. So berichtet etwa der spätere Kirchenvater Tertullian (160–240) um das Jahr 200 von gemeinschaftlichen Grabstätten in Karthago sowie einer „Gemeinschaftskasse“, aus der die Bestattungen ärmerer Gemeindemitglieder finanziert wurden.

Dass die Bestattungen in unterirdischen Friedhofsarealen stattfanden, hängt mit den geologischen Begebenheiten in der Region Latium zusammen: Das anstehende Tuffgestein bietet optimale Voraussetzungen für die Errichtung subterranner Gänge, da es zum einen leicht zu bearbeiten und zum anderen statisch äußerst belastbar ist. Darüber hinaus hatten die Katakomben den „praktischen“ Vorteil, dass sie durch Nebengänge und zusätzliche Etagen einfache Erweiterungsmöglichkeiten boten. Ein frühes Beispiel solcher Erweiterungen ist die „Area I“ der Calixtus-Katakombe aus den Jahren 230 bis 240: Das Gangesystem weist zwei parallel zueinander verlaufende Hauptachsen auf, die durch quer verlaufende Korridore miteinander verbunden sind. „Die gesamten Wandflächen der Gänge wurden von vertikal angeordneten Nischengräbern (den sogenannten loculi) eingenommen“, beschreibt der italienische Archäologe Vincenzo Fiocchi Nicolai. Ein ähnliches Bild zeigt sich in der Praetextat- und Novatian-Katakombe sowie im ältesten Bezirk des Coemeterium Maius an der Via Nomentana und im unteren Stockwerk der Priscilla-Katakombe. Das Loculus-Grab ist die typische Bestattungsmethode in den Katakomben. Die



Das Tuffgestein ist leicht zu bearbeiten und bietet daher optimale Bedingungen, Gänge zu erreichen. Diese Aufnahme stammt aus der Sebastiankatakombe an der Via Appia. Foto: Imago/Imagebroker

Die Katakomben – die Friedhöfe der frühen Christen

Die christliche Begräbniskultur zeichnet sich dadurch aus, dass jedes Gemeindemitglied würdevoll bestattet werden soll. Unabhängig von seinen finanziellen Mitteln

VON MAX MALETZKI

Nischen in den Wänden wurden mit Marmor- oder Ziegelplatten oder mit einer Mischung von Mörtel und Steinen verschlossen. Auf den Verschlussplatten oder im Mörtel wurden teilweise – in der Regel sehr kurze – Inschriften angebracht. Insgesamt sind über 40 000 epigraphische Zeugnisse aus den römischen Katakomben bekannt. Ihr Inhalt variiert stark, Inschriften mit religiösem Gehalt hätten nur eine kleine Minderheit dargestellt, schreibt der italienische Archäologe Danilo Mazzoleni. Viele der Gräber sind „anonym“ gehalten und geben nicht einmal den Namen des Verstorbenen wieder. Nicht selten erfolgte eine Kennzeichnung des Bestattungsortes durch kleine Gegenstände, wie beispiels-

weise Terrakotten, Münzen, Schmuckstücke oder Gläser, die in den noch frischen Mörtel gedrückt wurden.

Christus als der „Gute Hirte“

Angelegt wurden die Gänge und Gräber von den sogenannten Fossores. Diese Facharbeiter, die auch für die Bestattungen der Verstorbenen zuständig waren, zählten seit dem frühen 4. Jahrhundert zur kirchlichen Hierarchie. Sie sind durch zahlreiche inschriftliche und bildliche Zeugnisse in den Katakomben verewigt.

Die Loculus-Gräber geben einen Einblick in die Denkweise der frühen Christen:

Unabhängig vom gesellschaftlichen Stand wurden Gemeindemitglieder auf dieselbe Weise bestattet; der Gedanke der Gleichheit dominiert. Selbst die Gräber der neun Päpste von 235 bis 283 in der sogenannten „Papstgruft“ der Calixtus-Katakombe waren einfache Loculi. Dies darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch schon früh aufwendigere Bestattungsformen entwickelten. In Anlehnung an unterirdische Grabanlagen aus der römischen Kaiserzeit wurden innerhalb der christlichen Katakomben einzelne Grabkammern, sogenannte Cubicula, angelegt, in denen sich Mitglieder reicher Familien bestatten ließen. Die Kammern boten dann Platz für größere Gräber und

Sarkophage und waren oft mit Malereien verziert.

Ab der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts finden sich vor allem bildliche Darstellungen, die den Aspekt göttlicher Rettung hervorheben: Die Geschichte des Propheten Jona, Daniel in der Löwengrube, Abraham und Isaak. Beliebt ist das Bildnis Christi als „Guter Hirte“, welches gerne im Zentrum der gewölbten Decke der Grabkammern angebracht wurde. Um die Wende zum 4. Jahrhundert kommen vermehrt Szenen aus dem Neuen Testament zum Bildrepertoire hinzu, wie etwa die Auferweckung des Lazarus, Brotvermehrungen und Heilungswunder Jesu. Zu dieser Zeit wurden die Cubicula immer größer; nicht selten waren sie durch Lichtschächte beleuchtet und boten Sitzgelegenheiten und Tische für das „Refrigerium“, das Totenmahl.

Die konstantinische Wende (312/313) sorgte für ein schnelles Wachstum der christlichen Gemeinden und zog eine Ausdehnung der Friedhöfe nach sich. Vor allem die Priscilla-Katakombe, die Katakombe an der Via Anapo und die Katakombe von Santi Pietro e Marcellino erfuhren merklliche Erweiterungen. „In den dreißiger und vierziger Jahren des 4. Jahrhunderts [...] setzte sich das Wachstum der Katakomben weiter fort. Im Gegensatz zu den davor entstandenen Bereichen entstehen nun vermehrt monumentale Grabstätten“, so der Archäologe Vincenzo Fiocchi Nicolai. Besonders die Bereiche unter den in konstantinischer Zeit errichteten Umgangsbasiliken von San Sebastiano an der Via Appia sowie von Sant’Agnese an der Via Nomentana wurden in dieser Zeit zu Zentren.

Der Niedergang der Nutzung lässt sich in die 360er-Jahre datieren. Unter Papst Damasus I. (366–384) erfuhren die Grabareale einen Bedeutungswandel weg von Gemeindefriedhöfen hin zu Verehrungsstätten für Märtyrer. Durch die neuen großen Friedhofsbasiliken war der Raum für oberirdische Begräbnisse geschaffen. Einzelne Areale der Katakomben wurden unzugänglich gemacht. Es entstanden Rundgänge, welche die Gläubigen gezielt zu den Gräbern der Heiligen leiten sollten und für einen reibungslosen „Durchlauf“ der Menschenmengen sorgten. Mit der Heiligenverehrung stieg zwar zunächst die Zahl der Bestattungen „ad sanctos“, also in der Nähe der Heiligen, an, aber auch dieses Phänomen ebte spätestens mit dem beginnenden 5. Jahrhundert wieder ab. Bereits im 7. Jahrhundert wurden sterbliche Überreste der Heiligen in die Kirchen der Stadt überführt und die Katakombenüber Jahrhunderte „vergessen“.

Der Autor schreibt über kirchengeschichtliche Themen.

JUNGE FEDERN



Vom Scrollen auf Instagram zur inneren Wandlung: Wie Charlie Kirk mein Denken veränderte und mich lehrte, furchtlos zur Wahrheit zu stehen

VON CLARA OTT

Mit dem Tod kam die Inspiration

Am Mittwoch, den 10. September, saß ich auf meinem Sofa und scrollte durch Instagram. Der Algorithmus wusste mittlerweile genau, was ich mir gerne anschau: amerikanische Reels über Glauben, Politik und Familie.

Berührt und motiviert

Immer häufiger wurde mir an diesem Nachmittag ein Mann gezeigt, der auf beeindruckende Art und Weise mit Studenten diskutierte. Instagram merkte, wie sehr mich das interessierte und so wurde mir über zwei Stunden nur noch dieser eine Amerikaner vorgeschlagen: Charlie Kirk. So wortgewandt, tief sinnig und bestimmt hatte ich noch niemanden über Abtreibung, Politik oder Bildung reden gehört. Eines der ersten Male schloss ich Instagram nicht mit dem typischen mulmigen Gefühl, wieder Zeit verschwendet zu haben. Ich war tief berührt und motiviert: Was für ein Vorbild! So möchte ich es auch machen. Nach dem Abendessen mit meiner Familie ging ich wiederum ans Handy und schon

ploppte eine „Eilmeldung“ auf: „Charlie Kirk angeschossen“. Ich konnte es kaum glauben – irgendwoher kannte ich doch diesen Namen – sollte das etwa der sein, den ich heute „kennenlernen“ durfte? Die nächsten Stunden hindurch betete ich für ihn und für seine Rettung. Doch dann kam die furchtbare Nachricht – er ist tot. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass ich je um einen Menschen trauern könnte, den ich nicht nur nie persönlich kennengelernt, sondern auch seinen Namen fünf Stunden zuvor das erste Mal gehört habe. Und doch trauerte ich ehrlichen Herzens. Mehrere Tage dauerte der Prozess, bis ich Frieden schließen konnte. Und immer wieder stellte ich mir die Frage: Warum durfte ich mich wenige Stunden vor seinem Tod mit ihm beschäftigen? Und warum fasziniert mich seine Art und sein Denken so sehr?

Er sprach die Fakten aus

Gerade an deutschen Universitäten scheint es mir manchmal so, dass wir Konservative in den letzten Jahren so darauf

bedacht waren, die Wahrheit so weich wie nur möglich zu verpacken, immer darauf bedacht, niemanden zu verletzen oder Anstoß zu erregen. Charlie Kirk sprach die Fakten aus und dort, wo die Wahrheit verspottet wurde, duldete er keinen Kompromiss und keine falsche Freundlichkeit. Gerade bei dem Thema Abtreibung fiel es mir auf: Egal, was sein Gegenüber für eine Einstellung hatte, mit wie viel Verachtung dieser ihm begegnete – Charlie blieb der Wahrheit verpflichtet, sprach sie aus und betete für seine Gesprächspartner. Er verteidigte seine Überzeugung nicht auf unkluge, lächerliche Weise, sondern so fundiert und so in sich ruhend, dass aller Widerspruch gegen ihn banal wirkte. Die Wahrheit Gottes stand auf seiner Seite und das zeigte er auf brillante Art.

Den Diskurs nicht scheuen

Das ist seit diesem verhängnisvollen Tag auch mein Ideal: Sich im Sinn von Charlie eine tiefe Kenntnis über die Themen aneignen, den Diskurs nicht scheuen und dann voll innerer Ruhe und Gewissheit mit

Menschen reden. Ich möchte bestechen durch Freundlichkeit, durch Friedfertigkeit, aber dann vor allem durch Argumente, die einen so tiefen Halt haben, dass sie keinen ernsthaften Widerspruch dulden. Charlie Kirk hat mir noch viel mehr, als ich es in fünf Universitätssemestern erlebt habe, gezeigt, wie wenig Wissen meine linken Kommilitonen eigentlich haben. Wie viele Emotionen und Fingerzeig mitschwingen und wie „leicht“ das durch gute Gesprächsführung entlarvt werden kann. Es braucht wortgewandte Konservative Ich möchte die Bewegung, die durch die Ermordung von Charlie Kirk in Amerika entstanden ist, auch nach Deutschland weitertragen. Gerade an unseren Universitäten braucht es wortgewandte Konservative und standfeste Christen, die ihre Kirche lieben. Kirk hat dieses Ideal verkörpert – und sein Wirken und Vermächtnis soll mich lehren, das zu verwirklichen.

Die Autorin studiert in Regensburg Deutsch und Geschichte auf Gymnasiallehramt.



Ed Sheeran ist Edel-Pop für alle



Foto: Imago/UPI Photo

Der 34-Jährige begeistert mit seiner Live-Performance und mit seiner musikalischen Substanz

VON NORBERT FINK

st er ein Workoholic oder einfach nur ein leidenschaftlicher Musiker mit einem schier unerschöpflichen Output an Kreativität? Wie dem auch sei, der britische Singer-Songwriter Edward Christopher „Ed“ Sheeran (34) ist und bleibt seit vielen Jahren ein echtes Phänomen. Der wohl beliebteste Solo-Musiker unserer Zeit verkaufte bisher über 150 Millionen Tonträger und brach zahlreiche musikalische Rekorde. Bereits in jungen Jahren brachte er sich selbst das Gitarrenspiel bei und schrieb in seiner Schulzeit erste eigene Songs. Mit 14 Jahren brachte er 2005 sein erstes Mini-Album heraus. Nach der Veröffentlichung einiger weiterer Mini-Alben und zahlreichen kleinen Club-Gigs bekam er schließlich 2011 einen Plattenvertrag. Seine Debütsingle „The A-Team“ und das dazugehörige Debütalbum „+“ (Plus) des damals noch 20-jährigen musikalischen Wunderkindes eroberten weltweit die Charts. Der Rest ist Musikgeschichte.

Vater von zwei Töchtern

Denn von da an ging es mit seiner Karriere steil bergauf. Ein Erfolg jagt seitdem den Nächsten und kein Ende in Sicht. Seine Single „Photograph“ (2015) zählt bis heute zu den meistverkauften Singles in Deutschland. Seine Mega-Hits „Shape of you“ und „Castle on the Hill“ aus seinem dritten Studioalbum „÷“ (Divide) schafften es 2017 sogar gleichzeitig auf Platz 1 und 2 der Singlecharts. Ed Sheeran ist seitdem der erste Künstler, der es geschafft hat, direkt mit zwei Liedern gleichzeitig auf den ersten beiden Plätzen der Singlecharts einzusteigen. Zudem gelang es ihm im Jahr 2019, mit seiner zweijährigen „Divide Tour“ zwei weitere Rekorde zu brechen. Sie wurde sowohl die kommerziell erfolgreichste Tournee eines Solo-Künstlers aller Zeiten, als auch mit über sieben Mil-

lionen Besuchern die mit den meisten Konzertteilnehmern.

Neben seinen Alben und Tourneen betätigt sich Ed Sheeran aber auch intensiv als Songwriter für andere Künstler wie Eminem, Justin Bieber oder BTS und nimmt Duette auf, unter anderem mit Elton John und Taylor Swift. Zudem hat er in den letzten zehn Jahren regelmäßig verschiedene Gastauftritte in Filmen und Fernsehserien absolviert. So sah man ihn sowohl in einer Folge von „Game of Thrones“, als auch in Kinofilmen wie „Bridget Jones’ Baby“, „Yesterday“ und „Red Notice“. Vor sechs Jahren heiratete er schließlich seine langjährige Freundin Cherry Seaborn mit der er zwei gemeinsame Töchter hat.

Nur wenige Tage nachdem der Singer-Songwriter seine seit 2022 laufende dreijährige „Mathematics-Welttournee“ beendet hat, erschien vor kurzem, am 12. September, nun sein neues Album „Play“, mit dem der Multi-Platin-Künstler selbstbewusst in die nächste Phase seiner musikalischen Entwicklung gestartet ist. Mit fünf erfolgreichen Platten, deren Titel allesamt mathematischen Bezug hatten, nämlich „+“ (Plus), „x“ (Multiply), „÷“ (Divide), „-“ (Minus) und „=“ (Equal), hat es Ed Sheeran zur weltweit gefeierten Pop-Ikone gebracht. Mit der Veröffentlichung seiner mittlerweile achten Langspielplatte „Play“ hat der Megastar nun seinen nächsten Alben-Zyklus, bestehend aus einer Serie von fünf Alben, in Angriff genommen. Damit hat er die Zahlenspiele vergangener Jahre hinter sich gelassen und kümmert sich fortan um die moderne Medienwiedergabe und ihre ikonischen Tastenzeichen. Nach „Play“ werden somit „Pause“, „Rewind“, „Fast Forward“ und „Stop“ die weiteren geplanten Einträge im neuen Fünf-Alben-Zyklus sein.

Ed Sheeran liebäugelt aber durchaus auch mit einer Bonus-Platte nach dem Ende des neuen Zyklus. In einer Late-Night-Show sagte er: „Ich würde gerne ein Album machen, auf das ich immer wieder Songs packe und in meinem Testament steht dann, dass es an meinem Todestag

erscheinen soll.“ Der Name: „Eject“ – also „Auswerfen“ – und damit die Taste, mit der bei Abspielgeräten die Discs ausgeworfen werden. Aber noch ist es noch nicht so weit! Den Anfang macht jetzt das im wahrsten Sinne verspielte Album „Play“. Hier kehrt Ed Sheeran nach zwei eher akustisch gehaltenen Alben zum großen und klassischen Songwriter-Pop zurück. Er selbst beschreibt sein neues Werk als eine positive, direkte Reaktion auf die dunkelste Zeit seines Lebens. 2022 verstarb sein bester Freund, Mentor und früher Förderer Jamal Edwards mit 31 Jahren an einer Überdosis Drogen. Bei seiner Frau wurde während der Schwangerschaft mit dem zweiten Kind Krebs diagnostiziert. Zeitgleich wehrte sich der Musiker vor Gericht erfolgreich gegen eine Plagiats-Klage zur Melodie seines Mega-Hits „Shape of You“.

Töchterchen Jupiter kam gesund zur Welt, und Cherry ist nach einer Operation wieder wohlauf. Aber all das hinterließ tiefe Spuren bei ihm und setzte der psychischen Gesundheit des Briten stark zu. In der sehenswerten Disney+-Dokuserie „The Sum of It All“ kann man dies alles mitverfolgen. Nachdem er diese Tiefschläge überwunden hatte, wollte er einfach nur noch Freude und Farbe in seine Welt bringen und die Kulturen der Länder näher entdecken, durch die er seit vielen Jahren getourt ist. So hat er auch das neue Album rund um die Welt aufgenommen und im indischen Goa schließlich fertiggestellt.

Von Schicksalsschlägen gezeichnet

Diesen kreativen, internationalen Einfluss merkt man dem Album auch deutlich an. So ist die erste Hit-Single-Auskoppelung „Azizam“ eindeutig von persischen Tanz-Beats inspiriert, ebenso wie auch das optimistische Stück „Don’t Look Down“, während die zweite Hit-Single-Auskoppelung „Sapphire“, sowie die Pop-Nummer „Symmetry“ seine Zuhörer musikalisch nach Indien entführen und pure Lebensfreude

versprühen. Die Zusammenarbeit mit Musikern und Produzenten aus der ganzen Welt machte das Produzieren des neuen Albums zu etwas ganz Besonderem. „Play“ ist mit seinen 13 neuen Songs ein Album geworden, das Altes und Neues gekonnt miteinander verbindet und in einem kraftvollen und eingängigen Ed-Sheeran-Gitarrenpop-Gewand daherkommt. Wer das volle Potential von „Play“ ausschöpfen möchte, dem sei die limitierte Triplesleeve-Special-Edition mit einem 20 seitigen Booklet, allen Liedtexten und den beiden hörenswerten Bonustracks „Problems“ und „War Game“ empfohlen.

Ed Sheeran bleibt auch mit seinen neuen Songs gewohnt unpolitisch und hat keine besondere Botschaft, die er der Welt vermitteln möchte. Er beschreibt in seinen kurzen Liedern oft nur kleine Episoden aus seinem Leben, Momentaufnahmen aus seinen gesammelten Lebenserfahrungen und lässt seine Fans somit ganz tief an seinem Innenleben teilhaben. Vielleicht ist das auch der Grund, warum seine Musik viele Menschen so sehr berührt, weil sie direkt aus seinem Herzen kommt und sich authentisch anfühlt. Die Lyrics des neuen Albums kreisen überwiegend um Themen wie „Liebe“, „Hingabe“, „Dankbarkeit“ und „Sohnsucht“ und richten sich dabei oft schwärmerisch an seine Frau Cherry, die der Sänger abgöttisch zu lieben scheint. Darüber singt er gleich in mehreren Liebesballaden wie „Camera“, „In Other Words“, „The Vow“, „Slowly“ und „For Always“.

Seine kurzen dreiminütigen Hymnen feiern die Kraft der Liebe und die wiederentdeckte Freude an der Musik, auch wenn nicht alles immer nur eitel Sonnenschein ist. Denn in Songs wie „A Little More“ macht er auch seiner Enttäuschung über zerbrochene zwischenmenschliche Beziehungen Luft und lässt mit treibenden Drums im Hintergrund seiner Wut über so mache Begegnungen freien Lauf oder bereut es im Song „Old Phone“, sein altes Handy ausgegraben zu haben und damit auch viele negative Erinnerungen an Men-

schen, die ihn auf seinem bisherigen Lebensweg enttäuscht haben. Auf „Problems“ und „War Game“, den beiden Bonustracks des Albums, besingt er zudem, wie wichtig es ist, Schwierigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen nicht auszuweichen, sondern sich ihnen zu stellen und an ihnen zu arbeiten, um an ihnen zu wachsen und nicht zu zerbrechen.

Musik, die aus dem Herzen kommt

Wie sensibel und reflektiert Ed Sheeran auf sein Leben schaut, zeigt bereits der Einstiegs-Song von „Play“, das grandiose Stück „Opening“, wenn er zwischen seinen Rap-Einlagen auf seine christlichen Wurzeln zu sprechen kommt und von der Hoffnung singt, die ihn trägt: „I was raised by the church. Choir boy still far from fizzling ... I have loved and lost and feared and prayed. I have cried tears at my brother’s grave. I have shaken hands with my wife’s surgeon. I spent weeks inside the darkest cage. But now the day bursts wild and open.“ Die nachfolgenden Zeilen des Songs erinnern dabei an die Worte des Propheten Kohelet in Koh 3,1–8, der besagen, dass es für alles im Leben eine bestimmte Zeit gibt: „There’s a time to cry, there’s a time to fold, there’s a time for holding on and to let it go. There’s a time to run to the arms of hope. And the day bursts wild an open.“ Mit „Play“ ist Ed Sheeran wieder einmal das Kunststück gelungen, eingängige kleine Pop-Songs zu schreiben, Hymnen voller Lebensfreude und Hoffnung, die den Zuhörer manchmal nachdenklich machen und manchmal voller Glück tanzen lassen, die aber stets im Ohr hängen bleiben und das Herz berühren. Somit möchte man nach dem ersten Hören von „Play“ direkt ausrufen: „Play it again, Ed!“

Der Autor ist Pfarrer im Erzbistum Köln und schreibt über Filme, Serien sowie popkulturelle Phänomene.

TAGESPOSTING



Der Frieden, den die Welt nicht gibt

VON MAJA MALETZKI

Im schweizerischen Tessin, zwölf Kilometer nördlich von Lugano, liegt das Dorf Roveredo am Südhang des Caval Drossa. Wer trotz der atemberaubenden Aussicht hier nicht verweilt, sondern durch den Wald weiter den Hügel hinaufwandert, gelangt zur Einsiedelei des orthodoxen Priester-Mönches Gabriel Bunge. Hier lebt er in völliger Abgeschiedenheit schon seit circa 45 Jahren. Trotz der beschwerlichen Anreise bekommt er hin und wieder Besuch von Pilgern, die ihn für Beichtgespräche und geistlichen Rat aufsuchen und auch von Helfern, die den 84-jährigen Einsiedler zum Beispiel beim Holzhacken unterstützen.

Im Jahr 2015 besuchte ihn ein russisches Fernsighteam in seiner Bergklause. Das Ergebnis ist ein kleiner, sehr sehenswerter Film von circa 25 Minuten, der einen unvergleichlichen Einblick in die Welt des Asketen bietet. Man fühlt sich transportiert in eine andere Zeit, vielleicht sollte man besser sagen: in einen anderen Geist. Es ist der Geist der Kirchenväter, den man bei ihm findet. Oder „der Geist Christi“, wie eine der Pilgerinnen in dem Film berichtet. Sein Tagesablauf richtet sich nach einer festen Regel. Dabei folgt er dem Vorbild der Wüstenväter, die sich im dritten und vierten Jahrhundert in die ägyptische Wüste zurückzogen, um dort durch die Reinigung ihrer Herzen zur Schau Gottes vorzudringen. Diese Mönche der Frühzeit unterwarfen ihren Alltag einer gewissen Regel, die aber nicht von einem Vorgesetzten oder ihren Vorgängern für alle gleich festgeschrieben war. Es war eine selbst auferlegte Regel, die an die körperlichen und seelischen Eigenheiten des einzelnen Mönchs angepasst war.

So beginnt Altvater Gabriel den Tag in seiner Zelle mit dem Morgenlob. Den Vormittag verbringt er mit geistlicher Lesung und seiner Tätigkeit als Autor und Übersetzer. Das Mittagessen ist seine einzige warme Mahlzeit am Tag. Nachmittag und Abend bestehen aus körperlicher und seelsorgerischer Arbeit. Es brauche viel Zeit, um im gemeinsamen Gespräch in die Tiefen der Seele seiner geistlichen Kinder vorzudringen und ihnen mit gutem Rat und dem Sakrament der Buße beizustehen. Wer Vater Gabriel sprechen hört, spürt etwas von der Ruhe, die er ausstrahlt. Es ist der Frieden, den die Welt nicht gibt. Ein Eindruck, der von der unberührten Natur der Alpen, inmitten derer er lebt und wirkt, verstärkt wird.

Seine literarische Tätigkeit hat neben Übersetzungen der Schriften von Evagrius Pontikos auch Anleitungen zum geistlichen Leben hervorgebracht. Letztere waren ursprünglich seinem einzigen Schüler gewidmet. Dieser lebte 18 Jahre lang bei ihm, bis er nach einer langen Krankheit schließlich verstarb. Mittlerweile sind seine kleinen Bücher zu den Lastern der Völlerei, des Zorns und einer gelangweilten Gleichgültigkeit (Akedia), zum Gebet und zur geistlichen Vaterschaft in viele verschiedene europäische Sprachen übersetzt worden.

Dabei nimmt er sich selbst in seinen Werken sehr zurück und lässt meist Evagrius Pontikos und andere Väter der Wüste in wörtlichen Zitaten sprechen. Sie sind, zu Recht, ein echter Geheimtipp.



Die Autorin ist Altertumswissenschaftlerin, Bankkauffrau und Online-Shop-Betreiberin.

Falsche Gemütlichkeit

Führende Ökonomen plädieren für einen ganzheitlichen Kurswechsel, der auch das Bild von Arbeit und Freizeit verändern könnte. Der Wert echter Gemütlichkeit rückt wieder ins Bewusstsein **VON HENRY C. BRINKER**

Es scheint, als sei nun bei allen in Deutschland das Ende der Gemütlichkeit angekommen. „Seit Jahren stagniert die Wirtschaftsleistung, während vergleichbare Volkswirtschaften deutlich dynamischer wachsen.“ Deutschland steht vor immensen Herausforderungen: Das befand jetzt in einem Gutachten ein Gremium führender Ökonomen, eingesetzt von der forschenden Bundeswirtschaftsministerin Katharina Reiche. Die 52-jährige Christdemokratin aus Luckenwalde im Teltow-Fläming-Kreis hatte sich bereits vor ihrer Berufung ins Kabinett als kommunale Verbandslobbyistin, Geschäftsführerin von WestEnergie und Vorsitzende des Deutschen Wasserstoffrats in Wirtschaftskreisen einen Namen gemacht. Außerdem ist die dunkelhaarige Politikerin aktuelle Lebensgefährtin von Ex-Minister Karl-Theodor zu Guttenberg, der 53-jährige, katholische Familienvater wurde erst im April offiziell von Ehefrau Stephanie geschieden. Viele Beobachter vermuten hinter dem strategisch perfekt getimten Reiche-Vorstoß zum Teil auch zu Guttenberg und seine Ansichten. Der Reiche-Kreis ist aber auch ohne den adeligen Ökonomen reich an Expertise. Mitglieder des Gremiums sind die Wirtschaftswissenschaftler und Professoren Justus Haucap (56, Uni Düsseldorf), Stefan Kolev (44, Ludwig-Erhard-Forum), Volker Wieland (59, IMFS Frankfurt) und die von Funk und vielen Fernsehauftritten bekannte Wirtschaftsweise Veronika Grimm (54, TU Nürnberg). Ihre gemeinsame Devise: Wenig Staat, viel Marktwirtschaft. Das klingt nicht nach Gemütlichkeit.

Die Folgen des Gutachtens könnten tatsächlich ungemütlich werden: Arbeiten bis zum 73. Lebensjahr, Sozialleistungen werden der wirtschaftlichen Entwicklung angepasst, die Rentensteigerungen gedeckelt. Alle müssen mehr und länger arbeiten, wer nicht arbeiten will, hat keinen Anspruch auf staatliche Leistungen. Haben es manche mit einer gemütlichen Arbeitsauffassung übertrieben? Dank Corona sind die Grenzen zwischen Zuhause und Arbeit ziemlich verschwommen, war das zum Guten oder zum Schlechten? Die Arbeitsplatzproduktivität hierzulande stagniert jedenfalls seit zehn Jahren. Deutschland,



Es könnte ungemütlich werden: Katharina Reiche (52), Wirtschaftsministerin unter Bundeskanzler Friedrich Merz, will den Deutschen einen harten Reformkurs verordnen.

Foto: Imago/Bernd Elmenthaler

früher Champion, liegt heute im unteren Bereich. Europäischer Spitzenreiter ist Polen mit einer schnell fortschreitenden Digitalisierung und hohem persönlichen Engagement der Beschäftigten, die eine leistungsfördernde Aufstiegsmentalität zeigen. Aber wie steht es tatsächlich um die angeblich zu gemütlichen deutschen Arbeitnehmer, die ihren Job nicht richtig ernst nehmen?

Weil es deutschen Chefs immer schwerer fällt, die Mitarbeiter ins Büro zu locken und dort zu leistungsorientiertem Einsatz zu motivieren, gleichen Gemeinschaftsräume und Kantinen seit Jahren mehr und mehr kuscheligen Wohnzimmern oder grünen Gewächshäusern. Im stylischen Industrie-Loft mit Stahlträgern an der Decke stehen Chippendale-Sessel neben Couchtischen in Nussbaum, und im Esszimmer, ehemals Kantine, wächst ein Wald junger Birken wie einst

im Mai. Die bekannte Interior-Designerin Katja Kessler verwaltet ein ganzes Lager mit Vintage-Möbeln. Diese setzt sie nach Bedarf ein, wenn wieder ein Auftrag zur Umsetzung ansteht. Für ihre mehrfach prämierten Einrichtungslösungen hat sie den Begriff „Vinterior“ geprägt. Mid-Century, auch mal mit Augenzwinkern und Gelsenkirchener Barock, bilden die Kulisse für die Arbeitgeber-Seelenmassage gestresster Gen-Z-Professionals. Im fahlen Licht von Wohnzimmer-Stehlampen aus der Adenauer-Zeit gilt das Motto: Etwas Warmes braucht der Mensch. In Berlin haben hippe Start-ups dazu innerbetriebliche Angebote aufgelegt, die neben dem eher niedrigen Grundgehalt persönliche Wertschätzung und allgemeine Willkommenskultur signalisieren sollen. Die Gläser mit Haribo sind immer frisch gefüllt, der Kaffeevollautomat röhrt röstaromatisch vor sich hin, am offenen

Kühlschrank bedient sich die Crew mit Bionade und Club Mate. Mittags kommt der Lieferservice vom Asiaten oder Italiener. Nach Dienstschluss darf es zum Entspannen auch ein Pikkolöchen sein oder ein Feierabendbier. Apple Music oder eine Spotify-Playlist liefert coolen Jazz zum Chillout. Im Anschluss ein Barbesuch, für immer mehr gehört dann Koksen dazu, der Schlaf zuhause fällt extrem kurz aus.

Schnell wird bei Betrachtung eines solchen Arbeitsalltags klar: Der Versuch einer neuen Gemütlichkeit ist gescheitert. Durch die künstlich erzeugte Gemütlichkeit aus der Retorte nostalgischer Erinnerungsrequisiten wurde vor allem die betriebswirtschaftliche Effizienz-Ausrichtung kaschiert. Diese Motivationsstrategie – sie ist ohne nachhaltige Wirkung entzaubert. Weder stieg die statistisch messbare Leistung am Arbeitsplatz, noch wurden die Mitarbeiter insgesamt zufriedener. Als sich ein PR-Unternehmen, auch wieder in Berlin, dazu entschloss, statt Fingernagel-Designer und Physiotherapeuten zur Abwechslung eine Wahrsagerin auf die Mitarbeiter loszulassen, kam es zum gefährlichen Psycho-Crash. Mehreren weiblichen Angestellten prophezeite die lokal prominente Karten- und Händlerin Pech in der Liebe, Stress in der Beziehung, ja sogar von bevorstehender Scheidung war die Rede. Es folgten Heulkrämpfe und Krankmeldungen, das gesamte Angebot des sogenannten „Employer Branding“ oder „Wellbeing“ wurde erst einmal eingestampft.

Sollte der ökonomische Weckruf von Katharina Reiche und ihrem Gutachter-Gremium Erfolg haben und in eine neue Mentalität von Arbeit und Leistung umschlagen, dann könnte das für die echte, deutsche Gemütlichkeit einen Neustart bedeuten. Nach harter Arbeit in angemessener Umgebung müsste der verdiente Feierabend wieder nach Hause zurückkehren, im Idealfall zur Sammlung und inneren Betrachtung. Für den heiligen Benedikt von Nursia, der als erster den Arbeitsalltag mit seiner Klosterregel „rhythmisierter“, wäre das eine schöne Bestätigung im 21. Jahrhundert.

NICHTS NEUES



Die Geste der Friedensnobelpreisträgerin María Corina Machado erinnert frappierend an die Gewohnheiten der römischen Nobilität im Kaiserreich

VON DAVID ENGELS

Trumps Nobelpreis

Als das Nobelkomitee verkündete, den Friedenspreis 2025 an die venezolanische Oppositionsführerin María Corina Machado zu vergeben, war die Absicht offenkundig: Wieder einmal sollte der Preis eine Geste an jene progressiven Kräfte sein, die sich für Demokratie, Menschenrechte und gegen „autoritäre Populisten“ einsetzen, verbunden mit einer diskreten Spitze gegen Donald Trump, dessen wiederholten Anspruch, selbst einen Nobelpreis zu verdienen, man in Oslo mit nur mäßigem Enthusiasmus verfolgt haben dürfte. Doch diesmal ging die Rechnung nicht auf. Machado tat das Unvorstellbare: Sie widmete den Preis – zum Entsetzen ihrer norwegischen Gönner – ausgerechnet Donald Trump, „dem Mann, der den Mut hatte, sich der Tyrannei entgegenzustellen“. Ihre Geste war kein Zufall: Machado weiß, dass sie ohne die Unterstützung des MAGA-Führers niemals die Macht in Caracas übernehmen kann, und will sich vom Nobelkomitee um keinen Preis in Opposition zu Trump bringen lassen. Doch was wir hier sehen, ist mehr als ein diplomatisches Kuriosum; es ist ein weiteres kleines

Symptom der tektonischen Verschiebungen im westlichen Machtgefüge. Der moralische Universalismus, einst ein Instrument westlicher Selbstrechtfertigung, kollidiert mit einer neuen geopolitischen Realität, in der der Westen selbst keine ernst zu nehmende moralische Autorität mehr besitzt, sondern nur noch Macht (oder deren Abwesenheit), und in der es erneut einzelne „cäsaristische“ Figuren und nicht nur unpersönliche Gremien sind, die ganz offen Politik bestimmen. Machados Geste erinnert daher frappierend an die Gewohnheiten der römischen Nobilität im Kaiserreich; *de iure* eine wiederhergestellte Republik, *de facto* ein autoritäres Regime, in dem Besitz und Macht durch das Wohlwollen des Princeps konditioniert waren. Daher wurden die Kaiser nicht nur schon beim Machtantritt mit Ehren und Titeln überschüttet (wie Obama den Nobelpreis prophylaktisch beim Amtseintritt erhielt); seit Augustus galt es auch als unsittlich, den Kaiser nicht im Voraus ins Testament einzuschließen, um sich seine Gewogenheit zu Lebzeiten und natürlich auch für den Haupterben zu sichern –

und wehe dem, der sich dieser freiwilligen Geste verweigerte ... So ist auch Machados Widmung – wir wollen hier übrigens von der Frage absehen, inwieweit sie auch sachlich gerechtfertigt war oder nicht – morphologisch weniger Ausdruck spontaner Dankbarkeit als Zeichen einer neuen Loyalitätsordnung. Der Westen, der sich gerne als Verteidiger der Unterdrückten begreift, tritt in eine Phase ein, in der Moral links wie rechts weniger Sache der Opposition als vielmehr der Regierung ist und dabei zunehmend zur individuellen Qualität eines Einzelnen stilisiert wird, den es beständig durch Schmeichelei zu besänftigen und umwerben gilt. Trump ist zwar wohl eher Caesar als Augustus, zeigt aber bereits, wohin die Geschichte unserer Zivilisation bald tendieren mag. Zwischen norwegischem Idealismus und venezolanischem Pragmatismus öffnet sich somit ein echter Abgrund, durch den das alte Paradigma des westlichen Linkliberalismus gegenwärtig in die Tiefe abrutscht.

Der Autor ist Althistoriker und Publizist.

Ein leidender Christus und ein offener Tresor

Die Jahresausstellung im Kölner Kolumba-Museum zeigt Kunst als deutungsoffenen Erlebnisraum mit religiösen Bezügen **VON CONSTANTIN UND ULRIKE VON HOENSBROECH**

Eine Munitionskiste, darauf der skelettierte Stamm eines Weihnachtsbaums. Verhindert der Fichtenstamm das Öffnen der Kiste mit ihrem todbringenden Inhalt? Wirkt er in seiner abgestorbenen natürlichen Nacktheit nicht selbst wie eine Waffe? Oder ist er ein Friedenssymbol, Zeichen der Hoffnung? Die beiden Objekte wurden 1971 von Joseph Beuys (1921 bis 1986) in ihrer eindeutig mehrdeutigen Symbolik zum Werk „Ohne Titel“ gruppiert; ergänzt um das kurz nach den grauenhaften Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs entstandene „Kreuz mit Sonne“ und die rätselhafte „Berglampe“ (1953). Heute hat die Installation angesichts der von Kriegs- und Krisenszenarien geprägten Gegenwart nichts von ihrer Ambivalenz und brennenden Aktualität zwischen Unsicherheit und Gefahr einerseits sowie Hoffnung und Zuversicht andererseits eingebüßt.

„Welche Rolle kommt Kunst in Zeiten gesellschaftlicher Krisen zu?“, fragt der bald scheidende Museumschef Stefan Kraus und blickt von der Installation hinüber auf den Radio-Volksempfänger von 1933. War es zu Zeiten des Nationalsozialismus dieses im Volksmund auch als „Goebbels’ Schnauze“ bezeichnete Gerät, das als Sinnbild einer allgemeinen Standardisierung eine normative Wirkung entfaltete, können es heute beispielsweise Mobiltelefone und andere vermeintlich soziale Kommunikationsmittel sein, die die Freiheit des Denkens und die Kreativität jedes einzelnen Individuums beeinflussen, wenn nicht gar suggestiv in die gewünschte Richtung vereinheitlichen. „Wir leben in einer Zeit, die uns wenig Spielraum lässt“, stellen der Direktor von „Kolumba“, dem Kunstmuseum des Erzbistums Köln, und sein dreiköpfiges Kuratorenteam fest. Vieles sei aus den Fugen geraten, verlässlich geglaubte Fundamente hätten Risse, Dinge ihre Maßstäblichkeit verloren.

In diesem Sinne präsentiert die neue Jahresausstellung mit Objekten ausschließlich aus dem eigenen Sammlungsbestand unter dem Titel „Make the secrets productive! Kunst in Zeiten der Unvernunft“ zahlreiche Installationen und Fotografien, Skulpturen, Gemälde, Objekte des Kunsthandwerks sowie weiterer künstlerischer Gegenstände, die sich allesamt mit Brüchen und Umbrüchen in der Gesellschaft beschäftigen. Dabei werden die unterschiedlichsten, zeitlich teilweise Jahrhunderte auseinanderliegenden Objekte in Beziehung gesetzt, gehen einen Dialog – vielleicht gar eine Konfrontation – ein und erzeugen mitunter raumgreifend ergreifende Schattierungen und Kontraste.

„Jeder Mensch ist ein Künstler“

In der Vorbereitung fungierte der Zufall als Kurator. Aufgrund des Eindringens von Feuchtigkeit unter dem Dach musste die berühmte „Muttergottes mit dem Veilchen“ von Stefan Lochner (Köln, Mitte 15. Jahrhundert) von ihrem angestammten Platz in einen anderen Raum umziehen. Das so farbenprächtige, ausdrucksstarke Gemälde befindet sich nun in Nachbarschaft des gleichfalls farbenfrohen Blumenaquarells von August Macke, als eines der bedeutendsten Werke des rheinischen Expressionismus entstanden auf der Tunis-Reise. Das Team von „Kolumba“ hat ein Wort von Joseph Beuys an den Beginn der neuen Jahresausstellung gestellt: „Jeder Mensch ist ein Künstler – make the secrets productive“ schrieb er 1977 auf eine Holztür, die programmatisch im Treppen-



Der von Folter gezeichnete Christus (15. Jahrhundert), lebensgroß und vollplastisch im Kölner Kolumba-Museum.

Foto: Hoensbroech

aufgang hängt. Die mutmachende Aufforderung dahinter: Ein jeder vermag seine mehr oder minder verborgene, geheimnisvolle Kreativität auszudrücken.

Ein Beispiel hierfür ist die großformatige Arbeit „Brenda, Lee and the others“ von Monika Bartholomé (geb. 1950). Die Künstlerin, die auch für die Illustrationen im „Gotteslob“ verantwortlich zeichnete, hat auf insgesamt 70 gleich großen Zeichnungen mit Tusche und Tempera auf Papier die Aspekte gebannt, die ihr kreativproduktives Schaffen als Künstlerin bestimmen. Die einzelnen Werke wurden dann wirkungsvoll zu einem Gesamtbild zusammengefügt, in dem Bartholomé die „Geheimnisse ihrer Wahrnehmung offenbart“, wie es im Begleitheft zur Ausstellung heißt. Eine wunderbare Wirkung offenbart auch die „Fliegende Lokomotive“ von

Victoria Bell (geb. 1942). Die riesige bildhauerische Arbeit wirkt schwer und „fliegt“ doch scheinbar mit Leichtigkeit durch Raum und Zeit zwischen Erde und Himmel und berührt überirdische Sphären.

Es ist ein weit verzweigter Kosmos in der Jahresausstellung von „Kolumba“ mit einem dichten Geflecht von unterschiedlichen Pfaden, die die Geheimnisse der menschlichen und göttlichen Existenz berühren. Gemeinsames wird ergreifend erlebbar im Raum 21. In Form einer lebensgroßen Holzskulptur (15. Jahrhundert) blickt der gezeißelte Gottessohn auf ein wie ein zeitgenössisches Triptychon anmutendes Altarbild mit der gefiederten Schlange (Plumed Serpent, 1969) von Paul Thek (1933 bis 1988). Als „Ecce homo“ steht der von Folter gezeichnete Christus mitten im Raum und, noch wich-

tiger, inmitten der Besucher. Einen ähnlich spannenden Dialog in dieser Richtung erleben die Besucher bereits vorher im Raum 8. Ein zutiefst von Leiden und Folter gezeichneter „Christus in der Rast“ (15. Jahrhundert) in Erwartung seiner Kreuzigung zeigt die ganze Verletzlichkeit, ja Fragilität der menschlichen Existenz. Diese auf einem Sockel thronende Holzskulptur aus Lindenholz korrespondiert mit der zwanzigteiligen Großfoto-Serie „Transzendentaler Konstruktivismus“ (1992/94) von Anna und Bernhard Blume.

Das Künstlerpaar befragt, teilweise mit durchaus ironischem, aber keinesfalls verletzendem oder gotteslästerlichem Hintergrund mit dieser sehr subjektiv gestalteten Bildgeschichte die verschiedenen Verhältnisse, Wege und Irrwege der künstlerischen und menschlichen Existenz. Am Ende nimmt der Künstler sein eigenes Kreuz auf sich. Manch einem mag das wider die Vernunft erscheinen. Daher sei an dieser Stelle an die unscheinbare Fotografie (1981) von Bernhard Johannes Blume (1937 bis 2011) am Ende des Treppenaufgangs erinnert. In Schreibrift steht darauf wie eine prägnant zusammengefasste Einführung auf das, was nun in den folgenden Ausstellungsräumen präsentiert wird: „Die reine Vernunft ist als reine Vernunft ungenießbar.“ Das Kunstmuseum des Erzbistums Köln lässt sich darauf ein. „Die Kirche kann stolz drauf sein, Kunst auf zeitgenössische Weise zu zeigen und dabei ästhetische Bildung mit Seelsorge im spirituellen Sinne zu verbinden“, unterstreicht Kraus.

Künstler stehen mit Rücken zur Wand

In wenigen Monaten verlässt der Kunsthistoriker nach 34 Jahren, davon 17 als

Direktor, altersbedingt das Haus, das es ohne das Erzbistum Köln als Träger gar nicht geben würde. Ob das so weitergeht? Der Direktor nutzte die Ausstellungseröffnung für ein leidenschaftliches Plädoyer angesichts dessen, dass „wir Kunstschaffende mit dem Rücken zur Wand stehen“. Durch die Kürzungen im Kulturbereich, beispielsweise etwa 30 Milliarden Euro im Bundeshaushalt, würden Nutzen und systemrelevante Dimension der Kunst, ihre sinnstiftende Identität in einer funktionierenden Demokratie, bedroht. Das gilt auch für die Kultureinrichtungen der Katholischen Kirche, dem nach Bund und Kommunen drittgrößten Träger kultureller Einrichtungen. Das Erzbistum Köln wird das Budget für sein Kunstmuseum in den kommenden Jahren um 16 Prozent zurückfahren. Das Haus ist daher noch stärker auf die Einwerbung von Zuwendungen von außen angewiesen – im Mittel waren es fast 600 000 Euro jährlich. Dennoch blickt Kraus zuversichtlich nach vorne und geht davon aus, dass Auftrag und Botschaft des kirchlichen Museums in Kontinuität fortgeführt werden. „Kolumba betreibt Seelsorge mit den Mitteln des Mediums Kunst. Es geht uns um eine Berührung des einzelnen Menschen, um ein Angebot und einen Dienst am Menschen in der Nachfolge Christi.“ Beim Ausgang fällt der Blick auf einen maroden aufgebrochenen leeren Tresor. „Sicherheitsschrank“ nennt der Künstler Felix Droese (geb. 1950) das Objekt. Steht das Objekt für den befreienden Ausbruch zu den unendlichen Spielräumen und Horizonten, die Kunst und Religion gleichermaßen eröffnen?

Bis 14. August 2026, Kolumbastraße 4, Köln. Mittwochs bis montags, 12 bis 17 Uhr.

Die Autoren arbeiten als freie Journalisten mit einem Fokus auf Kulturthemen.



Das Kolumba-Museum von Architekt Peter Zumthor ist auch in der Außenansicht ein stadtprägendes Ereignis. Foto: Imago/Gerd Harder

Entdeckungsreise in ein nahfernes Land

Die Philippinen als Gastland der Frankfurter Buchmesse und Ungarn als Heimat des neuen Nobelpreisträgers László Krasznahorkai: Glaube und Kultur verbinden zwei scheinbar weit voneinander entfernte Länder

VON GERHILD HEYDER



Bei der Handover-Zeremonie vor einem Jahr freute sich die philippinische Delegation über die kommende Partnerschaft mit der Frankfurter Buchmesse. Doch es geht nicht nur um Bücher, die vorgestellt werden, kulturell-touristische Aspekte bestimmen das Rahmenprogramm.

Foto: Holger Menzel

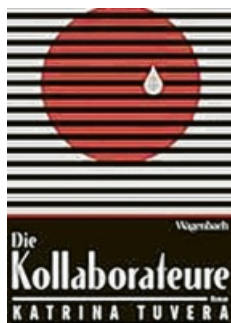
Das Gastland der diesjährigen Buchmesse und das Heimatland des soeben gekürnten Literaturnobelpreisträgers László Krasznahorkai: so fern sich die Philippinen und Ungarn geografisch sein mögen, der Katholizismus ist ihre große, kulturell-historische Klammer. Fast 40 Prozent der Ungarn sind katholisch, auf den Philippinen sind es fast 80. So verwundert es nicht, dass sich sowohl im Werk Krasznahorkais als auch in einigen der aktuell 44 deutschen Übersetzungen philippinischer Literatur reiche Bezüge zu Spiritualität und Glaube, Religion und Kirche finden.

„Fantasie beseelt die Luft“ – dieses poetische Motto haben sich die Philippinen für ihren Gastauftritt bei der diesjährigen Frankfurter Buchmesse (15.–19. Oktober 2025) gewählt. Mittlerweile kommen die Gastländer nicht mehr ausschließlich mit ihren literarischen Erzeugnissen nach Deutschland, sie haben zusätzlich ein umfangreiches Kulturprogramm im Gepäck, das allerdings nur lokal begrenzt zugänglich ist. Die Bücher hingegen öffnen sich jedem interessierten Leser, und das Interesse lohnt immer – gerade bei weit entfernten Ländern, die sich nicht so ohne weiteres für Fernreise und Urlaub anbieten.

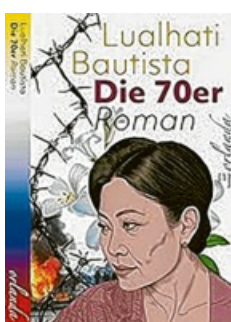
Die 7641 philippinischen Inseln blicken zurück auf eine wechselvolle Kolonialgeschichte, deren verschiedene Einflüsse bis heute vorherrschen. War die vorkoloniale Zeit noch bestimmt vom Buddhismus und dem Islam, begann 1565 mit der spanischen Kolonialherrschaft die Christianisierung der philippinischen Bevölkerung, die noch immer weitgehend katholisch ist. Interessanterweise ist die Amtssprache aber nicht spanisch, sondern englisch, was der amerikanischen Kolonialisierung nach dem Philippinisch-Amerikanischen Krieg 1902 geschuldet ist. Offiziell wird auch Filipino gesprochen in der hauptstädtischen Tagalog-Version. 1942 wurden die Philippinen von den Japanern besetzt, bis zur Rückeroberung durch die Amerikaner 1944 unter General Douglas MacArthur. 1946 wurde das Land zwar in die Unabhängigkeit entlassen, unterliegt jedoch weiterhin dem Einfluss der USA. Von 1965 bis 1986 regierte Ferdinand E. Marcos das Land, ab 1972 diktatorisch. Heute regiert sein Sohn...

Die philippinische Luft – sie wird nicht nur von Fantasie beseelt. Auch die aktuel-

len Romane setzen sich in irgendeiner Form mit der Vergangenheit auseinander, die das Leben der Menschen sozial und spirituell durchdringt.



Katrina Tuvera lässt in „Die Kollaborateure“ den im Sterben liegenden Carlos Armando sein Leben Revue passieren, während (wir schreiben das Ende des 20. Jahrhunderts) die Nation das Amtsenthebungsverfahren gegen Präsident Estrada verfolgt. Carlos, Jahrgang 1930, erinnert sich an seine Kindheit auf dem Land unter japanischer Besatzung im 2. Weltkrieg, an sein Engagement für die Liberalen nach der Unabhängigkeit und, beeinflusst von seinem besten Freund Damiano, seinen Wechsel zu den Nationalisten unter Marcos (dem ehemaligen Liberalen), in dessen Partei er Karriere macht. Damiano stirbt bei einem Attentat, und Carlos fühlt sich um seine Ideale betrogen. Die spannende Geschichte um Desillusionierung, Verrat, Korruptierbarkeit und die Mechanismen der Macht wird aus vier Perspektiven erzählt: von Carlos, seiner Frau Renata, seiner Tochter Brynn und Damianos Sohn Jacob. Man versteht: das sind keine Probleme, die sich auf die Philippinen beschränken lassen.



Lualhati Bautista (1945–2023) gilt als die bedeutendste Autorin zeitgenössischer philippinischer Literatur. Sie schrieb auf Tagalog, der Umgangssprache der Stadt

Manila. Ihr Roman „Die 70er“ erschien zuerst 1983 und liegt jetzt in deutscher Übersetzung vor.

Die gesellschaftlichen Unruhen der 1970er Jahre sind auch auf den Philippinen zu spüren, der Vietnamkrieg, das unter Marcos verhängte Kriegsrecht und die Proteste im eigenen Land bringen Amanda, die mit Ehemann und fünf Söhnen in einer sicherheitshalber eingezäunten Mittelklassesiedlung in Manila lebt, zum Nachdenken über die Zusammenhänge zwischen politischem Engagement und privatem Dasein, zumal einer ihrer Söhne im Untergrund verschwindet. Sie lernt, sich ihrer Stärke bewusst zu werden, indem sie sich den Gegebenheiten stellt: unter Lebensgefahr steht sie ihrer Familie zur Seite. Das ist ein durchaus feministischer Roman über die Auswirkungen globaler Bewegungen auf die speziellen damaligen Lebensbedingungen in Manila, und ein starkes Manifest für die Familie und ihren Zusammenhalt in bedrohlichen Zeiten.



Daryll Delgado erzählt in ihrem herausragenden Roman „Überreste“ von den Folgen des Taifuns Haiyan, der im November 2013 auf die Philippinen traf. Ann kehrt im Auftrag einer NGO in ihre völlig zerstörte Heimatstadt zurück, um für ein Forschungsprojekt herauszufinden, welche Erinnerungen den Menschen bleiben, deren Existenz vernichtet ist, und wird von der eigenen Erinnerung an ihre Kindheit überrollt. Gekonnt verknüpft die Autorin die reale Katastrophe mit persönlichen familiären Konstellationen. Und wir erfahren von der orthodoxen Tradition des „40-Tage-Gedenkens“:

„Die ersten 9 Tage nach der Beerdigung und dann wieder 40 Tage (sowie 1 Jahr) nach dem Tod werden nach philippinischem katholischen Ritus Rosenkränze

gebetet, um den Verstorbenen den Übergang von dieser in die nächste Welt zu erleichtern. Während der 40 Tage streifen die Verstorbenen zwischen Himmel und Erde umher, auf der Suche nach einem sicheren Hafen, bis sie am 40. Tag den Körper endgültig verlassen und in den Himmel eingehen.“



Jessica Zafras unterhaltsamer Roman „Ein ziemlich böses Mädchen“ spielt in den 1980er/90er Jahren. Siony muss für sich und ihre Tochter Guadeloupe allein aufkommen, nachdem ihr Mann sie verlassen hat und arbeitet für eine Oberschichtsfamilie, die von ihren Kochkünsten so begeistert ist, dass sie fest eingestellt wird und mit der Tochter auf dem Anwesen wohnen darf. Die Teenagertochter, die eigentlich überhaupt kein „böses“ Mädchen ist, entwickelt einen scharfen sezierenden Blick auf die sie umgebende Welt einer Elite, zu der sie nie gehören wird. Satirisch und doch liebevoll öffnet uns die Autorin das Tor zu einem unbekannten Kosmos, der durchsetzt ist von einer wilden Mischung aus Religion und animistischem Aberglauben.



F. (Francisco) Sionil José (1924–2022), eines der beiden „Schwergewichte“ der philippinischen Literatur, befasste sich in seinen Werken vor allem mit Beziehungen, den Klassenkämpfen seines Landes und dem Kolonialismus. Er galt lange als Kandidat für den Literaturnobelpreis. „Der Flüchtling“ versammelt 14 Kurzgeschichten aus seiner

langjährigen Schaffensperiode, die von subtiler Könnerschaft zeugen, von Weisheit und einer tiefen Liebe zu armen und benachteiligten Menschen.



José Rizal (1861–1896), der philippinische Nationalheld, war Arzt, Schriftsteller und ein leidenschaftlicher gewaltloser Verfechter der philippinischen Unabhängigkeit. Er studierte Medizin und Philosophie in Madrid, Paris und Heidelberg. 1892 kehrte er auf die Philippinen zurück. Mit seinem Roman „Noli me tangere“ erzürnte er die spanische Kolonialherrschaft dermaßen, dass er 1896 hingerichtet wurde.

„Noli me tangere“, auf spanisch geschrieben, erschien erstmals 1887 in der Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft. Der Titel bezieht sich auf das Johannes-Evangelium, und was Rizal hier „anrührte“, waren die unhaltbaren Zustände in seinem Land, über die niemand sprechen durfte. Es geht um den aus Europa zurückgekehrten Ibarra, der in seiner Heimatstadt eine Schule bauen will und sich dem Kampf gegen Korruption, Unterdrückung und religiösen Dogmatismus verschreibt. Es geht ihm nicht nur um das Fehlverhalten einzelner Ordensangehöriger, es geht auch und vor allem um die spanische Kolonialherrschaft: „(...) sehen wir einmal ab von der Geschichte, fragen wir uns nicht, wie Spanien mit dem Volk der Juden verfuhr, das Europa ein Buch, eine Religion und einen Gott gegeben hat; was es mit den Mauren tat, die ihm Kultur gebracht, die gegen seine Religion Toleranz geübt und seinen darniederliegenden Nationalstolz geweckt haben (...)“. Auch seine große Liebesgeschichte mit Clara fällt den Umständen zum Opfer – als hätte José Rizal sein Schicksal vorhergesehen. Ein großartiger, aus seiner Zeit heraus entstandener Roman, der seinen Autor das Leben kostete.

„Was ist denn Literatur anderes als erinnerter Schmerz?“ (F. Sionil José) Ein neutestamentliches Passionsbild, das fast Motto sein könnte für das diesjährige, nur scheinbar entlegene Gastland. Und ein Zitat des zwar kirchenfernen, doch gläubigen ungarischen Nobelpreisträgers László Krasznahorkai schafft die Verbindung ins nahe Ungarn: „Das Wesentliche ist, was du in deinem Herzen trägst, der Gott beobachtet es und sieht es und weiß alles ganz genau.“ Der Transzendenzverweis – er bleibt das Kennzeichen großer Kunst.

Katrina Tuvera: Die Kollaborateure, übersetzt von Jan Karsten, Wagenbach Verlag 2025, 192 Seiten, EUR 22,–

Lualhati Bautista: Die 70er, übersetzt von Annette Hug, Orlanda Verlag 2025, 224 Seiten, EUR 22,–

Daryll Delgado: Überreste, übersetzt von Gabriele Haefs, Kröner 2025, 304 Seiten, EUR 25,–

Jessica Zafrá: Ein ziemlich böses Mädchen, übersetzt von Niko Fröba, TRANSIT Buchverlag 2025, 144 Seiten, EUR 20,–

F. Sionil José: Der Flüchtling. Stories, übersetzt von Guido Keller, Angkor Verlag 2025, 332 Seiten, EUR 15,–

José Rizal: Noli me tangere, übersetzt von Annemarie del Cueto-Mörth, Insel Verlag 2025, 542 Seiten, EUR 28,–

Die Autorin hat über 30 Jahre bei den Berliner Festspielen gearbeitet. Sie lebt als freie Kulturjournalistin in Berlin.

Bettina und Achim von Arnim

Ehe, Glaube und gelebte Freiheit – in der brandenburgischen Provinz ist das Lebensbild eines besonderen Paares auf intensive Weise erfahrbar **VON ROCCO THIEDE**

Wer das brandenburgische Wiepersdorf besucht, trifft auf ein außergewöhnliches Paar der deutschen Romantik – in jeder Hinsicht. Bettina und Achim von Arnim, beide Schriftsteller, Eltern von sieben Kindern, getrennt lebend und doch verbunden in Liebe, Glauben und Geist. Ihre Ehe war ungewöhnlich – besonders für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts – und bis heute faszinierend.

„Die Wiepersdorfer Dorfkirche steht auf dem Gelände der Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf. Der Kirchengrund gehört der Kirchengemeinde, aber alles andere drumherum der Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf. An die Kirche anschließend ist der Friedhof der Familie von Arnim“, erzählt Kristina Kampf, Diakonin im Niederen Fläming. Die beiden Liebenden liegen hier Seite an Seite begraben – und wirken mit ihrer persönlichen Ehe und Partnerschaft auf uns heutige zugleich so lebendig und modern. „In meinen Träumen schreiten sie manchmal durch den Schlosspark“, sagt Frau Kampf.

Ein Liebesbeginn wie im Roman

Der Beginn ihrer Ehe war von einer fast spielerischen Romantik getragen. Heimlich ließen sie sich trauen, holten sich einen fremden Passanten als Trauzeugen – und hielten ihre Verbindung zunächst geheim. Petra Heymach, Ur-Urenkelin des Paares, erzählt: „Sie hatten sehr viel Gefallen daran, dass niemand Bescheid wusste, dass sie bereits verheiratet sind. Als sie bei Savignys in Berlin im Hause wohnten, schlich sich Achim heimlich hoch zu ihr und füllte das Bett mit Rosenblättern ... Also der Beginn war sicherlich sehr romantisch.“

Doch die Romantik wich nach der Hochzeit 1811 bald den Herausforderungen des Alltags: Kinder, finanzielle Sorgen, verschiedene Lebensentwürfe. „Der Alltag hat sich ihrer bemächtigt“, sagt Heymach. „Aber sie haben sich immer wieder gefunden – mit Toleranz, Kritik, Zärtlichkeit und gegenseitigem Respekt.“

Zwei Persönlichkeiten, zwei verschiedene Wege

Katharina Elisabeth Ludovica Magdalena, geborene Brentano – genannt Bettina – und Ludwig Achim von Arnim führten keine typische Ehe. Er zog 1814 nach Wiepersdorf, um die Güter seiner Großmutter zu übernehmen. Sie, die das geistige Leben Berlins liebte, kehrte 1817 dorthin zurück. Von da an lebte das Paar weitgehend getrennt – ein radikaler und sehr ungewöhnlicher Schritt zur damaligen Zeit.

„Dass Achim das zugelassen hat – Hut ab“, sagt Roswitha Karbaum, langjährige Leiterin des Museums Schloss Wiepersdorf. „Zur damaligen Zeit getrennt zu leben, bedeutete wirklich eine große Herausforderung und war sehr unkonventionell.“ Doch ihre Verbindung beruhte auf Vertrauen, nicht auf Kontrolle. Bettina schrieb: „Ich liebe dich nicht, weil du bei mir bist – sondern weil du du bist, auch wenn du weit entfernt bist.“

Achim wiederum bekannte: „Die Ehe ist ein Tempel, den man nicht betritt ohne Demut.“ Beide wussten, dass Liebe nicht im Besitz, sondern in der Freiheit wurzelt.

Die Arnims verband nicht nur Zuneigung, sondern auch ein gemeinsamer geistiger Horizont – trotz unterschiedlicher Konfession. Bettina war katholisch, Achim evangelisch. „Die Jungs wurden evangelisch, die Mädchen katholisch



Langsam nehmen die Blätter der Bäume die Herbstfärbung an: Das brandenburgische Schloss Wiepersdorf im Niederen Fläming ist mit seinem Bezug zu den Arnims ein Ort lebendiger Geschichte. Foto:Imago/Zoonar

erzogen“, berichtet Karbaum. Ein pragmatischer, zugleich visionärer Kompromiss, der Liebe und Glauben nicht durch Dogmen trennen ließ.

Diakonin Kristina Kampf sieht darin ein starkes Zeichen: „Wir als Kirche reden immer von der Liebe – aber wir müssen sie auch leben. Auch in der Gerechtigkeit, im Sozialraum, in aller Offenheit. Und Bettina hat genau das getan.“

Bettina von Arnim war nicht nur Ehefrau und Mutter – sie war eine frühe Intellektuelle, Sozialkritikerin, Verlegerin, Netzwerkerin. Ihr Werk „Dies Buch gehört dem König“ – gewidmet Friedrich Wilhelm IV. – war ein mutiger Appell an die soziale Gerechtigkeit. Bettina dokumentierte darin die Armut und das Elend in Preußen und forderte politische Verantwortung: „Ich will dem König die Wahrheit sagen – und ihn zur Liebe rufen.“

Damit schrieb sie die erste Sozialreportage der deutschen Literatur – verfasst von einer Frau, die sich weder durch Geschlecht noch Stand begrenzen ließ. „Bettina war ihrer Zeit weit voraus“, urteilt Karbaum. „Sie hat sich entfaltet – und zwar außerhalb der damals üblichen Ehezwänge.“

Auch ihre Auffassung von Kindererziehung war modern. „Ein Punkt, an dem sich beide gerieben haben. Denn Achim wollte eine strenge Erziehung, Bettina dagegen eine recht lockere und freie – so wie Bettina eben auch dachte: frei denken“, berichtet Karbaum. In einem ihrer Briefe heißt es: „Ich will keine Marionetten erziehen – sondern freie Menschen.“

Warum wir heute von ihnen lernen können

Was macht dieses Paar für uns heute noch bedeutsam? Vieles. Ihre Ehe war modern, weil sie auf Gleichwertigkeit beruhte. Sie respektierten sich, auch in ihrer Verschiedenheit. „Bettina hier im ländlichen Wiepersdorf festzunageln – hätte sie kreuzunglücklich gemacht“, meint Heymach. „Dieses Leben in zwei verschiedenen Gegenden, einerseits auf dem Lande andererseits in der preußischen Hauptstadt Berlin war der Garant dafür, dass sie sich auch immer wieder aufeinander freuten.“

Und doch blieben sie einander treu – in Gedanken, in Briefen, im Glauben. „Sie haben sich nicht in die Zwänge der Zeit

einengen lassen“, so Karbaum. „Und sie haben füreinander gesorgt, damit jeder seine Freiheit haben konnte. Das war ein großes Plus.“

Für Theologin Kristina Kampf ist das Vorbild dieser Liebe auch ein theologisches: „Die Liebe, von der wir sprechen, muss gerecht sein, offen sein – auch für

die, die anders leben. Und gerade deshalb ist dieses Paar so spannend für uns heute.“ Die Briefe zwischen Achim und Bettina offenbaren tiefe religiöse Reflexionen. Achim schrieb: „Gott ist die Mitte zwischen dir und mir.“ Und Bettina: „In der Liebe lebt der Himmel auf Erden – wenn man einander zum Besseren hilft.“

Sie verstanden ihre Partnerschaft als geistige Übung – im Glauben, im Denken, im Alltag. Und sie wussten: Liebe ist kein romantischer Rausch, sondern eine Entscheidung – täglich neu.

Ein bleibendes Erbe – der Besuch lohnt sich

Auf dem Friedhof von Wiepersdorf liegen sie nebeneinander – Bettina und Achim. „Vielleicht sprechen sie dort weiter miteinander – so wie früher in ihren Briefen“, meint ein Besucher aus dem fernen Stuttgart, der hier zum ersten Mal im heutigen Landkreis Teltow-Fläming zu Besuch ist. Und vielleicht erinnern sie uns: Liebe heißt nicht, den anderen zu besitzen, sondern ihm Raum zu geben. Auch, wenn das bedeutet, getrennt zu leben – und doch vereint zu bleiben.

Ein Besuch in Wiepersdorf lohnt. In der Orangerie gibt es ein Café, der Park lädt zum Spazieren ein. Und wer durch die Alleen geht, meint vielleicht, sie zu sehen – das große Paar der Romantik, das uns zeigt, wie Liebe auch im Alltag romantisch bleiben kann. Und wie Glaube, Freiheit und Verantwortung sich nicht ausschließen.

Anzeige

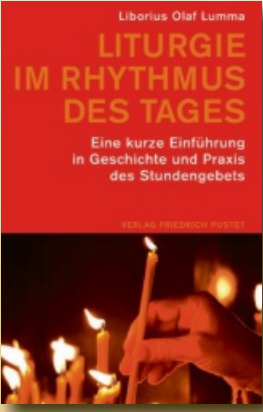
NEUERSCHEINUNGEN ZU THEOLOGIE UND LITURGIE



Oleh Shepetiak
BYZANTINISCHE LITURGIE
Eine Einführung
224 Seiten, kartoniert, ISBN 978-3-7917-3609-9
€ (D) 22,- / auch als eBook

Dieser Band bietet eine klare und praxisorientierte Einführung in die östliche Liturgie, erklärt Unterschiede und Gemeinsamkeiten zum römischen Ritus und öffnet so den Zugang zu einer tiefgehenden spirituellen Erfahrung.

Ideal für alle, die die Traditionen der östlichen Kirchen kennenlernen und ihren Reichtum verstehen möchten!



Liborius Olaf Lumma
LITURGIE IM RHYTHMUS DES TAGES
Eine kurze Einführung in Geschichte und Praxis des Stundengebetes
3., überarbeitete Auflage
152 Seiten, kartoniert, ISBN 978-3-7917-3627-3
€ (D) 16,95 / auch als eBook

Ausgehend von einem geschichtlichen Überblick bietet das Buch Anregungen für die Tagzeitenpraxis.

»Eine sehr erfreuliche Publikation, die Lumma zu einer nicht einfachen Liturgie anbietet.«
ARCHIV FÜR LITURGIEWISSENSCHAFT



Theologisch-praktische Quartalschrift 3/2025
JUGEND
112 S., kart., ISBN 978-3-7917-3551-1
Einzelheft: € (D) 12,-
Jahresabo: € (D) 42,-
auch als eBook und im Digitalabo

Das Heft betrachtet Perspektiven der Jugendpastoral: Thematisiert werden u. a. die Entwicklung der Religiosität sowie Religionspädagogik und Pastoral mit jungen Menschen.

Die Beiträge repräsentieren die Vielfalt der Entwicklung junger Glaubenswelten in der Gegenwart.



Lioba Faust
VOM VORLESEN ZUM VERKÜNDIGEN
Eine kleine Sprechschule für Lektorinnen und Lektoren
104 Seiten, kartoniert
ISBN 978-3-7917-3608-2
€ (D) 14,95 / auch als eBook

Lioba Faust, Expertin für Sprech-erziehung und Stimm- und Sprachbildung und in der Fortbildung angehender Lektorinnen und Lektoren, Priester, Diakone sowie Leiter:innen von Wort-Gottes-Feiern tätig, zeigt, wie Texte im Gottesdienst lebendig werden und verständlich zu Gehör gebracht werden.

Dieses Buch ist ein Muss für alle, die im Gottesdienst Texte vortragen.

verlag-pustet.de



Telefon 0941/92022-0
bestellung@pustet.de
D-93008 Regensburg

Pustet.Theologie

DER DICKE HUND



Totalitäres Denken tarnt sich als Toleranz

VON SEBASTIAN SASSE

Klar, Begriffe sind keine Personen. Sie können keine Schmerzen empfinden. Aber wäre es anders, sie müsste gramgebeugt daherkommen: die Toleranz. Ständig bekennt man sich zu ihr. Schüler, die sie pro Politikstunde mindestens dreimal in ihren Wortbeiträgen anführen, haben gute Chancen, ein „sehr gut“ auf dem Zeugnis zu bekommen. Und auch in der sogenannten „Zivilgesellschaft“ macht es sich gut, bei Gelegenheit, und solche Bekenntnisanlässe nehmen stetig zu, anzumerken, dass man „voll tolerant“ sei. Aber wie das eben so ist: Das, was offiziell bekannt wird, muss noch lange nicht praktisch gelebt werden. Ein jüngstes Beispiel dafür lieferte die Linkspartei Berlin-Treptow. In ihrem Bezirk hat auch das Portal „Apollo News“ seinen Sitz.

Es geht um die Macht. Wer bestimmt die öffentliche Meinung? Das müssen Bürgerliche verstehen.

Ein Online-Magazin, das sich selbst Magazin für die Freiheit nennt. Es ist sicher in seiner Grundausrichtung nicht links. Aber wie es genau inhaltlich gepolt ist, da fängt die Debatte schon an. Wahrscheinlich trifft das Attribut „rechtslibertär“ es am besten. Was freilich darunter genau zu verstehen wäre, auch darüber ließe sich streiten. Aber die Treptower Linken wollen eben nicht diskutieren oder gar eine differenzierte Analyse der weltanschaulichen Grundhaltung eines Medium vorlegen, das ihnen politisch nicht passt. Sie stellen an den Pranger: „Alt-Treptow ist bunt und ein braunes Medium hat dort keinen Platz“, heißt es in einer Broschüre der Partei. Dazu wird die Anschrift von Apollo News veröffentlicht. Weiter findet sich der Satz: „Rechten Medien auf die Tasten treten.“ Das lässt sich durchaus als Aufforderung zu Aktivitäten gegen das Online-Magazin verstehen.

„Die Welt“ berichtete. Und bat auch den Vorsitzenden des Bezirksverbandes der Linkspartei um eine Stellungnahme. Moritz Warnke, so heißt er, antwortete: „Die Auseinandersetzung um extrem rechte Publikationen ist keine um die Pressefreiheit, sondern eine um die Verteidigung unserer offenen und demokratischen Gesellschaft, die permanent aus dieser Richtung angegriffen wird. Wer heute ‚Apollo‘ verteidigt, als handele es sich um ein ganz normales Pressezeugnis, als wäre das Portal eine normale Stimme des demokratischen Meinungswettstreits, sollte eventuell den eigenen politischen Kompass justieren.“ Diese Antwort ist symptomatisch. Die Zauberformel für dieses Argumentationsmuster lautet: „Natürlich sind wir tolerant. Aber Faschismus ist keine Meinung.“ Und ganz wichtig: „Wer Faschist ist, das bestimmen wir.“

Viel zu lange hat die bürgerliche Mitte geglaubt, der Streit über die Deutungshoheit über die öffentliche Meinung sei etwas Randständiges, etwas für verschrobene Theoretiker. Alles nur Gedöns. Wenn die Linken etwas über Toleranz gesagt haben, wurde freundlich genickt. Man dachte, das sei doch nur ein harmloser Kalenderspruch. Dieser Fall beweist aber aufs Neue: Es geht tatsächlich um die Macht. Diese Teile der Linken haben einen totalitären Machtanspruch, der sich hinter dem Missbrauch des Toleranzbegriffes versteckt. Sie mögen noch so viel über „Vielfalt“ sprechen, echter Pluralismus wird abgelehnt. Im Grunde träumt man von der antifaschistischen Einheitsfront à la DDR. Wer jetzt einfach weghört, der vergeht sich an der Pressefreiheit.

Künstliche Intelligenz mag keine Ostdeutschen

Neue Forschungen zur KI-Anwendung zeigen besorgniserregende Entwicklungen. Statt objektiver Maßstäbe werden gefährliche Stereotypen entwickelt und angewendet **VON HENRY C. BRINKER**

Kann man eigentlich Dienste der Künstlichen Intelligenz wie ChatGPT oder Perplexity nicht auch als „Neue Medien“ bezeichnen? Ausgehend vom Wortsinn nehmen sie eigentlich eine Vermittlerposition ein zwischen dem scheinbar unendlichen Wissensvorrat der Welt und dem nach Antworten, ja nach Wahrheit suchenden Nutzer. Doch zu einem wirklichen, seriös-verlässlichen Medium gehört normalerweise auch eine grundsätzliche Neutralität und die Bereitschaft, Meinung als solche kenntlich zu machen, wenn sie denn um der Wahrheit willen als Position formuliert wird. Aber die Dinge liegen anders.

Dass KI sich bei der Beantwortung von Fragen und Lösungsvorschlägen zu Problemen alles andere als neutral verhält, ist eine fast schon alte und weithin bekannte Geschichte. Die Dortmunder Universität präsentierte dazu eine eindeutige Studienlage. Auch der Freiburger Politikwissenschaftler Uwe Wagschal greift das Problem an seinem Lehrstuhl für Politikwissenschaften der Albert-Ludwigs-Universität seit einiger Zeit auf. So gelang einem seiner Studenten in der Bachelor-Arbeit der Nachweis, dass das linke Bias bei ChatGPT tief in die politische Kultur auch der Bundesrepublik hineinwirkt. Informieren sich beispielsweise unterschiedliche Büros von Parlamentsabgeordneten verschiedener Parteien über Hintergründe eines Sachverhalts, der ethische Normen berührt, so erhalten alle eine Antwort mit der gleichen Perspektive. Und die ist tendenziell progressiv-links, insbesondere bei Themen wie Abtreibung und Genderfragen, bei Migration und Kriminalität. Wie sollte es auch anders sein? Der Schlüssel-Algorithmus ist nun mal für alle gleich, ganz egal, ob ein Linksradikaler die KI befragt, ein Konservativer, ein Katholik oder ein Muslim. Die langfristigen Folgen einer nach links gleichgeschalteten KI könnten für das Meinungsklima eines Landes verheerend sein, sie sind es möglicherweise schon jetzt. Nicht wenige spüren ein unbestimmtes Unbehagen an der „öffentlichen Meinung“



Betrachtet die Künstliche Intelligenz die Welt durch eine progressiv-linke Brille?

Foto: Imago/Bihlmayerfotografie

und argwöhnen, dass das politische System von einseitigen Denkstrukturen so durchwirkt ist, dass kaum ein echter Politikwechsel möglich scheint. Es sei denn, neue Kräfte wagen es, sich festgefügt „Wahrheiten“ einer als übermächtig empfundenen Meinungsmaschine entgegenzustellen.

Jetzt kam heraus, dass auch die anhaltende deutsche Spaltung, das Problem des Zusammenwachsens west- und ostdeutscher Länder, von einem Negativ-Bias der KI gegenüber den neuen Ländern gestützt sein könnte. Denn Anna Kruspe und ihre wissenschaftliche Mitarbeiterin Mila Stillman von der Fakultät für Informatik und Mathematik der Hochschule München (HM) haben untersucht, wie KI mit Vorurteilen zu Ostdeutschland umgeht. Die Ergebnisse sind

erschreckend. Die Forscherinnen forderten die Dienste auf, bestimmte Eigenschaften wie die „Attraktivität“ der Menschen für jedes deutsche Bundesland zu bewerten – je höher die Zahl, desto „attraktiver“ die Menschen. Ostdeutsche bekamen in allen Kategorien niedrigere Werte, mit teilweise abstrusen Widersprüchen. So waren Menschen zwischen Ostsee und Erzgebirge zugleich weniger faul und weniger fleißig. Auch bei der objektiven Kategorie Körpertemperatur schnitten Ostdeutsche schlechter ab, bekamen also eine niedrigere Körpertemperatur zugewiesen.

„Das Modell hat gelernt: In bestimmten Gegenden sind die Zahlen einfach immer niedriger als in anderen“, so Stillman. Die KI wendet fast schon primitiv ein einmal erlerntes Muster an. Die Folgen könnten

fatal sein, wenn etwa KI bei Bewerbungsverfahren als angeblich objektive Instanz zum Einsatz kommt.

Gerade erst wurde der neue „Elitenmonitor“ für Deutschland vorgestellt, und der scheint einige Befürchtungen wenn nicht zu bestätigen, so doch zu untermauern. Zwar ist der Anteil von Ostdeutschen in Führungspositionen ist in den vergangenen Jahren leicht gestiegen, von 10,9 Prozent auf 12,1 Prozent. Trotzdem aber bleiben sie insgesamt unterrepräsentiert, der Anteil Ostdeutscher liegt bei etwa 20 Prozent der Bevölkerung. Das geht aus aktuellen Zahlen der Langzeituntersuchung von Wissenschaftlern der Universitäten Leipzig und Jena und der Fachhochschule Zittau/Görlitz hervor.

Und da, wo keine standardisierten Besetzungsverfahren zum Zuge kommen, schneiden Ostdeutsche gar nicht schlecht ab, nämlich in der Politik. Während sie in Wirtschaft und ausgerechnet auch bei Spitzenpositionen in der Kultur anscheinend aussichtslos hinterherhinken mit negativer Tendenz, kommen sie in Politik und Verwaltung groß raus.

21,4 Prozent der politischen Spitzenämter sind mit Ostdeutschen besetzt, in der Verwaltung mit sehr statischer Personalstruktur immerhin ermutigende 12,7 Prozent.

Staatsministerin Elisabeth Kaiser, die Beauftragte der Bundesregierung für Ostdeutschland, spricht von ernüchternden Zahlen: „Ich bin überzeugt, Vielfalt in der Gesellschaft, aber auch in Unternehmen und Chefetagen macht den Erfolg unseres Landes aus.“ Die 38-jährige SPD-Bundestagsabgeordnete für Gera, den Landkreis Greiz und das Altenburger Land täte gut daran, auch die Entwicklungen der KI in den Blick zu nehmen, wenn sie ihren ostdeutschen Landsleuten helfen will.

Hinweis: Die Studie „Saxony-Anhalt is the Worst: Bias Towards German Federal States in Large Language Models“ wurde auf der Konferenz „German Conference on Artificial Intelligence“ vorgestellt.

Sie meidet alle Schubladen

Mit der „New York Times“ verkracht, und doch keine Trump-Jüngerin: Die US-Journalistin Bari Weiss wird Chefredakteurin des Fernsehsenders CBS News **VON MAXIMILIAN LUTZ**

Welch schweren Stand anspruchsvoller konservativer Journalismus in Zeiten einer linksliberalen Meinungsdominanz hat, hat jüngst die Personalie Bari Weiss belegt. Die 41-jährige US-Journalistin, die für die größten Pressepublikationen Amerikas schrieb, soll in Zukunft den Fernsehsender CBS News als Chefredakteurin leiten. Die Reaktionen der linken Presse in Deutschland waren vorhersehbar: So titelte der „Spiegel“, mit Bari Weiss werde eine „umstrittene“ Journalistin die neue Chefin des Senders. Weiss sei eine „provokante Meinungsmacherin, die mit „teilweise konservativen Ansichten“ immer wieder für Aufsehen gesorgt habe.

Zweifellos machte sich Weiss vor allem mit zugespitztem Meinungsjournalismus einen Namen. Eine seriöse Vertreterin ihres Handwerks ist sie dennoch: Ihren Lebenslauf zieren Redakteursstellen beim „Wall Street Journal“ und der „New York Times“, wo sie lange eine der wenigen konservativen Stimmen darstellte – bis zu ihrem Abgang im Jahr 2020, mit dem sie heftig für Furore sorgte. Weiss verband ihre Kündigung mit

einer Reihe von Vorwürfen, die sie in einem Offenen Brief darlegte: Zu einseitig sei die Berichterstattung, konservative Stimmen würden unterdrückt, es gelte nur die linke Mehrheitsmeinung. Weiss gründete daraufhin mit ihrer Ehefrau und ehemaligen Redakteurskollegin bei der „New York Times“, Nellie Bowles, ihr eigenes Medienunternehmen, „The Free Press“. Das Geflecht aus Podcasts, Videos, Newslettern und journalistischen Prosa-Beiträgen wird nun für 150 Millionen US-Dollar an den Mutterkonzern von CBS, Paramount Skydance, verkauft. Die Fusion von Paramount und Skydance liegt noch nicht lange zurück und sorgt beständig für Schlagzeilen: Die Firma Skydance gehört David Ellison, dem Sohn des schwerreichen Milliardärs Larry Ellison, der seinen Reichtum unter anderem mit der Gründung des Software-Unternehmens „Oracle“ anhäufte. Die Ellisons wiederum pflegen engsten Kontakt zum US-Präsidenten Donald Trump. Kritiker befürchten daher, dass Trump und seine Vertrauten gezielt ein Medienimperium aufbauen wollen, das dann Berichterstattung im Sinne der Regierung liefert. Auch aus diesem

Grund hatten Beobachter mit Spannung erwartet, wer den Posten des Chefredakteurs bei CBS News erhalten würde.

Dass die Wahl auf Weiss fiel, dürfte einige überrascht haben, lässt sie sich doch kaum in eine Schublade stecken. Zwar setzt Weiss mit ihrer Kritik an woken gesellschaftlichen Tendenzen, ihrem Einsatz für die Meinungsfreiheit und der entschiedenen Teilnahme für Israel durchaus ein Gegengewicht zum linken Mainstream. Dennoch gilt sie nicht als eine Trump-Jüngerin: Der US-Präsident kommt bei ihr selten gut weg, steht aber auch nicht immer im Mittelpunkt der Berichterstattung. Stattdessen dominieren andere Themen, wie eben der Kampf gegen ein als extrem linkslastig wahrgenommenes Diskursklima. Das Wiederaufflammen des Antisemitismus, unter anderem an Universitäten und Hochschulen, im Zuge des Nahostkriegs, prangert Weiss, die sich selbst als „Zionistin“ bezeichnet, schonungslos an. Gleichzeitig erklärte sie in der Vergangenheit, in der Abtreibungsfrage eine „moderate“ Pro-Choice-Position zu vertreten. Seit 2021 schreibt sie auch eine Kolumne in der „Welt“.

Da Weiss sich in den letzten Jahren eine treue Anhängerschaft von 1,5 Millionen Abonnenten aufbauen konnte, ohne auf die Unterstützung eines traditionellen Publikationsmediums zu bauen, steht sie auch für einen generellen Umbruch in der Medienlandschaft: weg von klassischen Zeitungen und Fernsehkanälen, hin zu Podcasts, Newslettern, Substacks. Es wird spannend sein, zu beobachten, wie sich die 41-Jährige nun im Dienst des doch eher für herkömmlichen Journalismus stehenden Senders CBS machen wird. Es dürfte wohl auch ihre Erfahrung abseits der immer schmalen werdenden Erfolgspfade der klassischen Medien sein, auf die man bei CBS bauen will, um in der Branche mithalten zu können.

Dass Bari Weiss in ihrer neuen Rolle weniger pointiert auftritt als zuvor oder gar von ihren Positionen abweicht, ist nicht zu erwarten. Denn in ihrer kurzen und doch turbulenten Karriere dürfte sie eines gelernt haben: Wer in diesen polarisierten Zeiten ein Millionenpublikum erreicht, ohne Donald Trump bedingungslos zu huldigen, muss wohl etwas richtig machen.

Intrigen, Glamour und Selbstpersiflage

Eine Schauspielagentur am Ku’damm, Stars, die sich selbst parodieren, und gewiefte Agenten, die im Hintergrund die Fäden ziehen:
Die deutsche Serie „Call My Agent: Berlin“ wagt viel Selbstironie **VON JOSÉ GARCÍA**

Die französische Erfolgsserie „Call My Agent“ (Original: „Dix pour cent“) porträtierte eine Schauspielagentur im Herzen von Paris. In den vier Staffeln (2015-2021) zeigte sie parallel zu den Intrigen im Büro ein Schaulaufen bekannter Schauspieler – von Juliette Binoche, Isabelle Huppert, Sigourney Weaver und Monica Bellucci bis hin zu Jean Reno, Jean Dujardin, Christopher Lambert oder José García. Sie alle spielten mit spürbarer Lust überspitzt sich selbst.

Nun wagt Disney+ mit „Call My Agent: Berlin“ die Adaption des Formats. Das Kreativteam um Johann Buchholz und Henning Kamm verleiht dem Stoff eine frische, berlinerische Note. „Schon seit der ersten Begegnung mit der (französischen) Serie wollte ich eine deutsche Adaption realisieren“, erklärt Buchholz gegenüber „Blickpunkt: Film“. Der Weg dahin habe „einige Jahre“ gedauert.

Im Mittelpunkt steht die fiktive Agentur „Stern“, gelegen in stilvollen Räumen am berühmten Ku’damm. Nach dem plötzlichen Tod von Gründer Richard Stern (Sven-Eric Bechtolf) droht das Imperium unterzugehen. Finanzielle Turbulenzen, der schwindende Glanz verdienter Stars und ein erbitterter Machtkampf um die Nachfolge lassen die glänzende Fassade bröckeln. Genau hier entfaltet die Serie ihren Mix aus Intrige und Satire: ein Fegefeuer der Eitelkeiten mit Berliner Schnauze.

Wie im französischen Original folgt auch die deutsche Adaption einem bewährten Konzept: Jede Folge widmet sich einem prominenten Gast, der sich in einen Konflikt mit dem eigenen Image verstrickt. Gleich zu Beginn verliert Moritz Bleibtreu



Die Agenten Sascha (Karin Hanczewski), Hellen (Gabrielle Scharnitzky), Gabor (Lucas Gregorowicz) und Konstantin (Michael Klammer) vor den großformatigen Bildern ihrer Klienten in der Agentur „Stern“. *Foto: Disney*

in einer Talkshow mit Johannes B. Kerner die Nerven und muss dann schlucken, als ein Christopher-Nolan-Film ihn – zu alt, höchstens mit Botox zugelassen – wieder auslädt. Ein Schlaglicht darauf, wie fragil Ruhm tatsächlich sein kann.

In ähnlichem Ton geht es weiter: Veronica Ferres versucht sich in Stand-up-Comedy; Frederick Lau schwärmt von Emilia Schüle; Katja Riemann zeigt eine ungewohnte sanfte Seite; Heiner Lauterbach darf den Altstar mit großem Ego geben. Oft trifft das Konzept ins Schwarze; manchmal jedoch wirkt die Selbstironie zu vorsichtig, um ganz an die fulminante Vorlage aus Paris heranzureichen.

Doch das Herz der Serie schlägt für die Agenten selbst. Die facettenreiche Karin Hanczewski gibt mit Sascha Massko eine „Meisterin der Manipulation“, die wie die französische Original-Figur Andréa lesbisch und promiskuitiv ist. Lucas Gregorowicz überzeugt als ambitionierter, aber zaudernder Co-Chef, Michael Klammer spielt den allzu höflichen Berater, Dana Herfurth die Nachwuchsagentin Sophie Goldbach. Und Gabrielle Scharnitzky gibt der altehrwürdigen Grand Dame ein würdiges Gesicht – samt Hund „Werner Herzog“, ein verspieltes Augenzwinkern zum französischen Original („Jean Gabin“).

Dass sich die Stars der Branche selbstironisch aufs Korn nehmen, verleiht der Serie eine eigentümliche Glaubwürdigkeit. Heike Makatsch möchte nicht länger nur als Prominente wahrgenommen werden, sondern „als Mensch“. Iris Berben denkt laut über ihren Rückzug nach, während Jürgen Vogel, Nilam Farooq oder Samuel Finzi mit kleinen Auftritten glänzen. Die Stars begegnen sich – und dem Publikum – in ganz neuen Rollenbildern, fernab gewohnter Klischees.

Freilich ist auch hier vieles sorgfältig inszeniert. Die Agenturräume gleichen edlen Kanzleien, die Outfits der Agenten sind eigens als Kollektion bei eBay erhält-

lich. Die glänzende Oberfläche steht im Mittelpunkt – darauf weisen die Macher ausdrücklich hin. Unter der Oberfläche thematisiert die Serie jedoch Veränderungen der Branche: Das Zeitalter der Influencer ist angebrochen, und einstige Leinwandgrößen müssen um Relevanz ringen.

„Alles ist verhandelbar“ – dieses Motto zieht sich wie ein roter Faden durch die Serie. „Call My Agent: Berlin“ blickt entwaffend ehrlich auf ein Geschäft der doppelten Böden und gebrochenen Versprechen, bewahrt sich aber stets eine tiefe Liebe für die Kunstform Film. „Im Kino erleben wir Momente, die das Leben nicht bieten kann“, sinniert eine Agentin, „und wir sind es, die diese Geschichten ermöglichen“.

Genau dieses Spiel zwischen Persiflage und Hommage macht die Serie zum Vergnügen. Showrunner Buchholz bringt es auf den Punkt: „Zwischen den Agenten herrscht permanent Ausnahmezustand – Nacht der langen Messer. Aber diese Strategien betreuen Klienten, deren Allüren und Eitelkeiten für reichlich Zündstoff sorgen. Darin liegt das komische Potenzial.“

Unterm Strich ist „Call My Agent: Berlin“ eben keine blasser Kopie, sondern eine eigenständige Variation – mit Spaß am Metier, überraschenden Gastauftritten und Drehbüchern, die wissen, wann ein Augenzwinkern angebracht ist. Ob sie die Klasse des Originals erreicht? Das bleibt Geschmackssache. Sicher aber ist: Die deutsche Serienlandschaft hat selten mit solcher Lust auf Stil und Selbstironie in den Spiegel geblickt.

Der Rezensent ist freier Journalist und lebt in Berlin.

Auch auf Amrum war Krieg

Fatih Akins neuer Film orientiert sich an Hark Bohms Kriegsroman und transportiert mehr Stimmungen als Erklärungen **VON NORBERT FINK**

Deutschland im April 1945: Auf der nordfriesischen Insel Amrum schlängeln sich sanfte Dünen am Wattstrand entlang; alte Fischerhäuser ranken sich um die Dorfkirche. Die Einwohner sprechen einen eigenen Dialekt, nicken freundlich zur Begrüßung und nehmen Flüchtlinge bei sich auf. Doch in „Amrum“, dem neuen Kinofilm vom deutsch-türkischen Filmmacher Fatih Akin („Gegen die Wand“), brodelt es bei aller scheinbaren Idylle unter der friedlichen Oberfläche. Das Rauschen der Wellen wird bald vom Motorenlärm der alliierten Bomber übertönt. Die Sandstrände verlieren ihren Charme, wenn plötzlich ein toter Soldat angeschwemmt wird. Das friedliche Miteinander kann schnell in Feindschaft umschlagen, wenn jemand öffentlich Zweifel am Endsieg äußert. Auf Amrum bricht man Kaninchen das Genick; Robben schießt man in den Kopf und Vaterlandsverrättern droht Ähnliches. In seinem autobiographisch gefärbten Roman „Amrum“ (2024) schrieb der Hamburger Autorenfilmer Hark Bohm („Nordsee ist Mordsee“) über seine Kriegskindheit auf der nordfriesischen Insel. Ursprünglich wollte er sein Werk selbst verfilmen, doch die Kräfte des mittlerweile 86-jährigen ließen es nicht mehr zu und so hat jetzt sein guter Freund Fatih Akin aus Bohms persönlichen Erinnerungen einen berührenden und poetischen Coming-of-Age-Film gedreht, der den Wahnsinn des Krieges aus der Perspektive eines Jungen zeigt, welcher sich auf eine ereignisreiche



Hauptdarsteller und Leinwandentdeckung Jasper Billerbeck (links, daneben Fatih Akin) spielt den 12-jährigen Nanning wahrlich großartig. *Foto: Imago/Daniele Cifalà*

Insel-Odyssee begibt. Ein weißes Brot mit Butter und Honig – nach nichts sehnt sich Hille Hagener (Laura Tonke), die Mutter des zwölfjährigen Nanning (Jasper Billerbeck), mehr. Gerade hat sie im Radio gehört, dass Adolf Hitler „im aufopferungsvollen Kampf gegen die Bolschewiken gefallen ist“. Der Krieg scheint damit verloren zu sein. Hille, die eine überzeugte Nationalsozialistin ist und gerade ihr drittes Kind zur Welt gebracht hat, versinkt in Depressionen und will nichts mehr essen. Nur auf ein weißes Brot mit Butter und Honig, darauf hätte sie noch Appetit. Doch ihr Wunsch ist schier unerfüllbar, denn auf Amrum sind diese Lebensmittel allesamt

Mangelware. Nanning lässt sich davon jedoch nicht entmutigen und arbeitet fortan einfallsreich an der Beschaffung dieser kostbaren Güter, damit seine Mutter wieder neue Kraft schöpfen kann. Als „Zugereister“ aus seiner ausgebombten Heimatstadt Hamburg und Sohn eines sich in Kriegsgefangenschaft befindenden ranghohen Nazis erfährt er immer wieder Misstrauen und Spott seitens der Insulaner. Doch er lässt sich nicht klünkern. Tauschhandel, Tagesmärsche durchs Watt, Robben- und Kaninchenjagd, menschliche Grenzerfahrungen und selbst ein leiderer Besuch beim Nazi-Onkel Onno (Jan Georg Schütte) bringen ihn nicht von seiner Mis-

sion ab. Als er seiner Mutter das Brot schließlich nach einer langen Heldenreise am Ende servieren kann, ist die Welt um ihn herum eine andere geworden. Mit dem ersehnten Kriegsende treten neue Konflikte zu Tage. In seiner Kinoadaption folgt Fatih Akin seinem jungen Protagonisten auf dessen Streifzügen durch die Insel. Die unbändige Schönheit Amrums fängt er dabei mit faszinierenden Lichtstimmungen und wunderschönen Naturschauspielen ein, sodass man sich mitunter wie in einem Urlaubs-Werbespot wähnt, der zwischen durch unterbrochen wird von dokumentarisch anmutenden Tier-Bildern. Der Regisseur versteht es jedoch meisterhaft, nicht ins Kitschige abzudriften. Denn die Idylle, die er präsentiert, birgt auch stets Gefahren für Leib und Leben. Die größte Gefahr für die Menschen auf der Insel ist aber nicht die raue Natur, die sie umgibt, sondern die Natur des ideologisch gespaltenen Menschen, der zu allem fähig ist. Das gemeinsame Drehbuch von Fatih Akin und Hark Bohm bleibt eng bei Nannings persönlicher Geschichte, verhandelt aber zugleich in Ansätzen die großen Themen „Zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus“. Nanning ist existentiell hin- und hergerissen zwischen der Liebe zu seiner regimetreuen Mutter und der Solidarität mit anderen Inselbewohnern, von denen viele nichts von Hitler und den Nazis halten. Wie sich dieser emotionale Spagat für einen Zwölfjährigen anfühlen muss, das spielt Hauptdarsteller und Leinwandentdeckung Jasper Billerbeck wahrlich großartig. Ihm zur

Seite steht dabei ein prominent besetztes Starensemble, denn neben Laura Tonke tauchen auch Diane Kruger als Tessa Bendixen und Detlev Buck als Sam Gangsters, Lars Jessen als Opa Arjan und Lisa Hagmeister als Nannings Tante Ena in interessanten Nebenrollen auf. Zudem schaut auch noch Matthias Schweighöfer für einen Kurzauftritt vorbei, den man sich aber auch hätte sparen können, weil dieser der Handlung des Films nichts hinzufügt. Fatih Akins Regiearbeit macht aus „Amrum“ im besten Sinne „einen Hark Bohm Film von Fatih Akin“, wie es auch im Vorspann heißt. Zudem verpackt Kameramann Karl Walter Lindenlaub („Independence Day“) den Film sowohl in große Leinwandbilder als auch in ein spannendes Abenteuer, in dem es immer wieder um das Werden und Vergehen, um Leben und Tod geht. Vor allem aber um Themen wie Familie, Freundschaft, das Erwachsenwerden in schwierigen Zeiten, die Vertreibung aus dem Paradies und letztlich auch um den Verlust der Unschuld. Die Grausamkeit der Kriegsjahre und die Gräueltaten der Nazis blitzen nur am Rande auf. Statt einer bitteren Abrechnung wird kindlicher Optimismus geboten. Als erzählerische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus funktioniert der Film daher nur bedingt, als ein stimmungsvoll gefilmter Jugendfilm aber ist er durchaus sehr empfehlenswert.

Der Rezensent ist Pfarrer im Erzbistum Köln und schreibt über Filme, Serien sowie popkulturelle Phänomene.

„Das Alte ist nicht notwendig nur das Veraltete“

Der Briefwechsel zwischen Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer ist ein Zeitdokument, das auch heute noch lesens- und bedenkenswert ist **VON GÜNTER SEUBOLD**

Kann ein Briefwechsel von zwei Fachphilosophen auch für Nicht-Fachphilosophen interessant sein? Das ist denkbar – und im vorliegenden Fall tatsächlich so. Denn wer den Briefwechsel zwischen Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer studiert, erfährt nicht nur Wichtiges über ihre Beziehung, über Universität, Berufungen und Berufungsverhandlungen, sondern auch Wesentliches über ein halbes Jahrhundert Zeit- und Kulturgeschichte. Von großem Vorteil dabei ist, dass hier in einer verständlicheren Sprache geschrieben wird als in der Fachliteratur.

Sätze wie die folgenden regen zum Nachdenken an und erweitern den Horizont des Lesers. So schreibt etwa Heidegger an Gadamer: „Ich wünsche Ihnen sehr, dass der ‚Betrieb‘ nicht allzu aufdringlich wird. Was er zeitigt, ist stets nur gemacht, aber nicht entstanden, nicht Solches, was aus eigenem Ursprung in diesen zu stehen kommt.“ Mit „Betrieb“ ist der Universitätsbetrieb gemeint, aber jeder, der dies liest, wird in seinem eigenen Bereich Formen des „Betriebes“ kennen: die Bürokratie und die vielen Leerläufe, die damit verbunden sind und von der eigentlichen Aufgabe abhalten. Und die Unterscheidung von „gemacht“ und „entstanden“ drückt ein entgegengesetztes Verhältnis aus: Einerseits der selbstherrliche und die eigentliche



Hans-Georg Gadamer, hier bei der Feier seines 100. Geburtstags in Stuttgart im Jahr 2000, stand über ein halbes Jahrhundert im Austausch mit Martin Heidegger. Foto: Imago/Horst Rudel

Bearbeitung der Aufgabe verhindernde Aktivismus, andererseits aber ein Denken und Handeln, das sich von der in Rede stehenden Sache lenken und leiten lässt.

Es finden sich aber nicht nur bei Heidegger gelegentlich an Aphorismen gemahnende Sentenzen, sondern ebenso bei Gadamer: „Das heutige Bewusstsein ist seiner selbst so gewiss, dass es nicht mehr zu hören ver-

steht.“ Dieser Satz gilt für unsere Gegenwart wohl noch mehr als für die Gegenwart der Briefschreiber. Der „Fortschritt“ der Zeit ist hier nicht mehr zu übersehen. Wir, als Individuen wie als Gruppen oder Parteien, sind in unserem Kokon zu selbstsicher geworden, haben verlernt, auf das zu hören, was wir nicht selbst sind: zunächst auf die anderen, dann aber auch auf die gewachsenen Traditionen, in denen wir kulturalisiert wurden, auf die Religion oder auch auf die Lehren, die die Natur uns geben kann, wenn wir nur einen Sinn dafür hätten.

In diesem Briefwechsel fällt auch die wichtige Unterscheidung zwischen „Ver-

gangenem“, das hinter uns liegt, und „Gewesenem“, das gerade nicht veraltet ist, sondern uns noch immer angeht: „Muss nicht der Unterschied zwischen Vergangenem und Gewesenem beachtet werden? Das Alte ist nicht notwendig nur das Veraltete, dem das Neue entgegensteht; worauf wir warten (...), hat nicht notwendig den Charakter des ‚Neuen‘. Das Älteste des Alten reicht über uns hinweg und ruft uns nicht als das Neue, sondern als das vielleicht Rettende.“

In geschichtlicher Hinsicht erfährt man auch viel über die unheilvollen dreißiger und vierziger Jahre, über die Kriegs- und Nachkriegszeit. Erhellend ist, wenn Heidegger kurz nach Rücktritt von seinem Rektorat an der Universität Freiburg im Brief vom 19. Mai 1934 über seine am 27. Mai 1933 gehaltene Rektoratsrede mit dem Titel „Die Selbstbehauptung der deutschen Universität“ schreibt: „Selbstbehauptung“ ist keine Feststellung einer Tatsache – sondern war eine Forderung, zu der die heutige Universität keine Kraft mehr hat.“ Aufschlussreich ist auch Heideggers Bestimmung des „Völkischen“, wie es durch den Nationalsozialismus propagiert wurde: „Der ‚völkische‘ Gedanke ist eine höchste Form des ‚Subjektivismus‘.“ (Brief vom 31. März 1940) Diese Klassifizierung ist bei Heidegger alles andere als ein Lob. Denn der Subjektivismus ist die gegenwärtige Form der „Seinsvergessenheit“ und Gottverlassenheit. Und Heidegger äußert sich auch über die Auswirkung des Totalitarismus auf seine eigene Individualität: „In dieser Zeit

der ‚Totalität‘ ist auch die Vereinsamung eine totale ...“ (Brief vom 13. November 1940).

Man erfährt von Heideggers „Volkssturmeinsatz“ (Brief Gadamers vom 11. Dezember 1944); davon, dass Gadamer in dieser Zeit ein „Heimatflak-Wehrmann“ und daher „volkssturmfrei“ war; von der Unterernährung von Gadamers Frau (Brief vom 31. Oktober 1945); davon, dass Göttingen durch eine Bergwerksexplosion einen guten Teil seiner dort eingelagerten Bücherschätze verloren hat und dass die Naturwissenschaftler der Universität Leipzig von den Amerikanern „mitgenommen“ wurden; dass die beiden Söhne Heideggers „in Russland verschollen“ sind (Brief vom 20. Dezember 1945) und dass das untere Stockwerk von Heideggers Haus in Freiburg-Zähringen, zusammen mit seinem Arbeitszimmer (das sich im ersten Stock befand), durch „Franzosen und andere Einquartierung“ belegt ist.

Die beiden Herausgeber, Jean Grondin und Mark Michalski, haben die Briefe ausführlich kommentiert, was für den Leser zweifellos sehr hilfreich ist und das Bild, das man von einem halben Jahrhundert Geistes- und Zeitgeschichte gewinnt, vervollständigt.

Hans-Georg Gadamer/Martin Heidegger: Briefwechsel 1922–1976, Frankfurt am Main/Tübingen: Klostermann/Mohr Siebeck, 2024, 532 Seiten, gebunden, EUR 68,-

Der Rezensent ist emeritierter Professor für Philosophie. Zuletzt erschien von ihm „Bergsteigen – Eine Philosophie des Lebens“ (Tyrolia, 2025).

Alles aus einer Hand

LIGA BAUFINANZIERUNG

Sie wollen **bauen, eine Immobilie kaufen oder modernisieren?** Wir haben die richtige Finanzierungslösung!

LIGA Baufinanzierung – das bedeutet für Sie

- Umfassendes, individuelles Finanzierungskonzept
- Beratung zur Riesterförderung
- Einbeziehung zinsgünstiger staatlicher Kredite und Zuschüsse

Sprechen Sie mit uns. Wir beraten Sie ausführlich.

LIGA Bank eG | www.ligabank.de

Freut euch zu jeder Zeit!

Pollyanna meistert mit Dankbarkeit und Gottvertrauen alle Widrigkeiten **VON MICHAEL HAGEBÖCK**

Ungeduld, Gereiztheit und Jähzorn resultieren aus einer Übersteigerung der eigenen Ansprüche oder aus einem Mangel an Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Es scheint unerträglich, wenn Dinge anders laufen, als man es will. Tertullian schrieb in „Über die Geduld“, dass sie im Gehorsam gegenüber Gott wurzle. Umgekehrt bezeichnet der Galaterbrief „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Entschlossenheit“ als Früchte des Heiligen Geistes.

Ein literarisches Beispiel, seinen Frohsinn trotz aller Missgeschicke zu bewahren, trotz Herausforderungen dankbar zu bleiben und seine schlechte Laune selbst dann für sich zu behalten, wenn alles daneben geht, ist das Waisenmädchen Pollyanna aus dem gleichnamigen Jugendbuch von Eleanor H. Porter.

Pollyanna Whittier soll nach dem Tod ihrer Eltern bei der reichen, aber barschen Tante Polly in Beldingsville (Vermont) leben. Alles scheint trostlos und streng, nicht einmal Teppiche oder Bilder gibt es in der großen Villa – für Tante Polly zählt nur die Pflichterfüllung. Das Waisenkind kann die eisige Atmosphäre nur überstehen, weil es von seinem Vater das Lebensmotto übernahm: „Freut euch zu jeder Zeit! ... Dankt für alles; denn das will Gott

von euch, die ihr Christus Jesus gehört“ (1Thes 5,16–18). Einst hatte sie statt der erhofften Puppe ein Paar Krücken bekommen, worauf ihr Vater sie tröstete, sie könne froh sein, die Stöcke nicht zu benötigen. Mit ihrem Spiel, in allen Widrigkeiten die Vorsehung Gottes zu entdecken, ihm zu danken und sich zu loben, steckt das Mädchen bald die ganze Stadt an: die unterkühlte Mrs. Snow, welche ständig etwas zu nörgeln hat, den geizigen Junggesellen Mr. Pendleton, schließlich taut sogar ihre Tante auf. Die lebensfrohe Pollyanna verändert ihre Mitmenschen, ehe sie am Schluss selbst auf die Probe gestellt wird: Ein Autounfall verletzt ihr Rückgrat; ans Bett gefesselt verliert sie ihre Zuversicht. Doch nun kommen die Leute der Stadt zu Pollyanna, um das Mädchen durch ihr Spiel glücklich zu machen.

Pollyanna ist ein unterhaltsames und aufbauendes Buch – eine zurückhaltende Erzählung ohne Action und trotzdem auch für Jungs geeignet. Obwohl die Geschichte in einem protestantischen Kontext spielt, ist es für Katholiken unbedingt zu empfehlen. Die Liebe des Mädchens zu Jesus ist ständig präsent, ohne aufdringlich zu wirken. Pollyanna steckt mit ihrer Fröhlichkeit an, vertreibt Griesgrämigkeit und hilft Kindern, bei Probleme-

men ihren Blick zu Gott zu erheben. Besser noch als der Originaltext ist das Hörspiel vom Evangeliums Rundfunk (ERF). Abgeraten werden muss von der sonderbaren Disney-Verfilmung, die das Christliche verzerrend darstellt und Pollyanna als eine naive Göre präsentiert. Netter, aber auch ohne Tiefgang und recht weit-schweifig ist die japanische Zeichentrickserie „Wunderbare Pollyanna“ von Kôzô Kuzuba aus dem Jahr 1986.

Mit „Pollyanna“ (1913) wurde Eleanor Emily Hodgman Porter (1868–1920) in den USA schlagartig bekannt: Eine Million Exemplare verkauften sich in den ersten zwölf Jahren. Zwei Jahre nach Veröffentlichung ihres Meisterwerks erschien „Pollyanna Grows Up“, danach folgten weitere Romane, welche, wie zum Beispiel „Just David“, auf die Bestsellerlisten der USA kamen, aber eben nicht zur Weltliteratur für junge Menschen zählen. Dem zeitlosen Kinderbuchklassiker „Pollyanna“ ist zu wünschen, dass er im deutschsprachigen Raum wiederentdeckt und weiterhin gelesen wird.

Eleanor H. Porter: Pollyanna, Köln: Anaconda Verlag, 2018, 256 Seiten, gebunden, EUR 4,95

Der Autor arbeitet in der Bildung und war jahrelang Schulleiter.





Fotos: Adobe Stock

Mit der Zulassung einer weiteren Abtreibungspille bringt die Trump-Administration Lebensrechtler, republikanische Senatoren und Kongressabgeordnete gegen sich auf

VON STEFAN REHDER

Drei Jahre nach „Dobbs v. Jackson Women’s Health Organization“, mit dem der Oberste Gerichtshof der USA sein Grundsatzurteil „Roe v. Wade“ aus dem Jahre 1973 kassierte und die rechtliche Regelung vorgeburtlicher Kindstötungen wieder an die Parlamente der Bundesstaaten verwies, ist aus dem Kampf gegen Abtreibung einer gegen die Abtreibungspille geworden. Wundern kann das nicht. Bei 63 Prozent aller vorgeburtlichen Kindstötungen ist die „abortion pill“ mittlerweile das „Mittel der Wahl“. Nun hat das tödliche Präparat Gesellschaft bekommen.

Anfang des Monats erteilte die Arzneimittelbehörde „Food and Drug Administration“ (FDA) dem Pharmahersteller „Evita solutions LLC“ die Erlaubnis, eine generische Version der Abtreibungspille auf den Markt zu bringen. Die still und heimlich erteilte Lizenz hat Republikaner im Senat und im Repräsentantenhaus gegen die FDA und Gesundheitsminister Robert F. Kennedy Jr. aufgebracht. Senator Josh Hawley, einer der Wortführer des „Project 2025“, scheute sich nicht, von „Verrat“ an den Lebensrechtlern zu sprechen, die Präsident Trump und seinen Vize Vance erst in ihre Ämter gebracht hätten. Der „Washington Examiner“ zitiert den Republikaner, der den Staat Missouri im Senat vertritt, mit den Worten, er sei von der Trump-Administration über die Entscheidung „getäuscht“ worden. Auf dem Kurznachrichtendienst „X“ legte Hawley noch einmal nach: „Die FDA hatte versprochen, eine umfassende Sicherheitsüberprüfung des chemischen Abtreibungsmittels durchzuführen, stattdessen hat sie jedoch gerade grünes Licht für den Vertrieb neuer Versionen dieses Mittels gegeben. Ich habe das Vertrauen in die Führung der FDA verloren.“

Die Pressesprecherin des Weißen Hauses, Karoline Leavitt, verteidigte die FDA. Die Zulassung des Präparats sei keine „Befürwortung dieses Medikaments“. Die Beamten hielten sich „lediglich an das Gesetz“. Tatsächlich sieht Titel 21 des „United States Code“, wie die Sammlung sämtlicher Bundesgesetze genannt wird, vor, dass das Gesundheitsministerium Generika, die chemisch mit einem bereits zugelassenen Präparat identisch sind, nicht die Zulassung verweigern darf. Allerdings gilt das nur, wenn die vom Hersteller vorgelegten Daten den Standards für Sicherheit und Wirksamkeit entsprechen.

Und genau daran gibt es erhebliche Zweifel. Ende April hatte das „Ethics & Public Policy Center“ eine Studie veröffentlicht, welche die Versicherungsdaten von 865.272 Frauen auswertete, denen zwischen

2017 und 2023 der Wirkstoff Mifepriston zum Zweck einer vorgeburtlichen Kindstötung verschrieben wurde. Das schockierende Ergebnis: In rund elf Prozent der Fälle erlitten Frauen binnen 45 Tagen nach einer Abtreibung mit Mifepriston „eine Sepsis, eine Infektion, eine Blutung oder ein anderes schwerwiegendes oder lebensbedrohliches unerwünschtes Ereignis“ – und damit rund 22 mal so häufig, wie vom Hersteller ursprünglich angegeben.

Dazu muss man wissen: 2016 hatte die FDA die Zulassung des Präparats zur Durchführung von Abtreibungen von der siebten Schwangerschaftswoche auf die zehnte ausgeweitet und zugleich die Zahl der erforderlichen Arztbesuche von drei auf einen reduziert. Außerdem genehmigte die Behörde die Verschreibung des Präparats durch „Nicht-Ärzte“ und hob die Pflicht zur Berichterstattung über „nicht tödliche Zwischenfälle“ auf. 2021 erlaubte die FDA die Zustellung der Abtreibungspille auf dem Postweg. Anfang 2023 kippte sie die persönliche Vorstellung der Schwangeren bei einem Arzt.

Niemand muss die Hersteller-Angaben aus dem Jahr 2000 anzweifeln, um zu der Erkenntnis zu gelangen, dass diese unter dem massiv geänderten Abgaberegime unmöglich noch gültig sein können. Der gesunde Menschenverstand reicht völlig aus. Lebensrechtler fordern denn auch seit Längerem, die Abgabe des Präparats wenigstens wieder an eine Ultraschalluntersuchung der Schwangeren zu knüpfen, um zumindest lebensgefährliche Eileiterschwangerschaften ausschließen zu können. Erst Mitte September hatte Kennedy Jr. angekündigt, sein Ministerium werde die Sicherheit der Abtreibungspille überprüfen.

Und nun das. Marjorie Dannenfelser, Präsidentin der Lebensrechtorganisation „Susan B. Antony Pro-Life America“, bezeichnete die Entscheidung der FDA, die Verfügbarkeit der Abtreibungspille auszuweiten, als „rücksichtslos“ und „unverantwortlich“. Die Präparate „nehmen ungeborenen Kindern das Leben, setzen Frauen und minderjährige Mädchen ernsthaften Risiken aus, stärken Missbrauchstäter und treten die von den Bundesstaaten erlassenen Gesetze zum Schutz des Lebens mit Füßen“. Kristan Hawkins, Präsidentin der Lebensrechtsorganisation

„Students for Life of America“ sprach gar von einem „Schandfleck für die Präsidentschaft Trumps“. Nach Ansicht der Lebensrechtler wäre es für die FDA ein Leichtes gewesen, die Zulassung der generischen Version aufzuschieben und an den Ausgang der Prüfung zu knüpfen.

Stattdessen feiert nun die Abtreibungslobby. „Evita Solutions ist der Ansicht, dass alle Menschen Zugang zu einer sicheren, erschwinglichen, hochwertigen, wirksamen und mitfühlenden Gesundheitsversorgung haben sollten, einschließlich Schwangerschaftsabbrüchen“, tönt das Unternehmen, das sich – *nomen est omen* – nach dem spanischen Diminutiv von Eva benannt hat, auf seiner Homepage. Und Kiki Freedman, Mitbegründerin und CEO des Telemedizin-Anbieters für vorgeburtliche Kindstötungen „Hey Jane“, erklärte: „Durch die Erweiterung der Generika-Optionen unterstreicht die Behörde die einwandfreie Sicherheitsbilanz von Mifepriston.“

Viele republikanische Abgeordnete und Senatoren wollen das nicht hinnehmen. Vergangenen Donnerstag forderten Lindsey Graham und 50 weitere Senatoren in einem Schreiben an FDA-Kommissar Marty Makary, „die Zulassung neuer Generika“ des Präparats mit dem Wirkstoff Mifepriston „auszusetzen“ und „sich dafür einzusetzen, dass alle Generika von Mifepriston in die laufende Neubewertung einbezogen werden“.

Die Senatoren forderten die FDA ferner auf, die Sicherheitsvorkehrungen zur Regulierung der Abtreibungspille wieder einzuführen, darunter die Verpflichtung zur persönlichen Abgabe. Der Postversand habe es „Missbrauchstätern, Menschenhändlern und sogar Minderjährigen ermöglicht, Abtreibungspillen zu erwerben.“ Weiter heißt es in dem Schreiben: „Entgegen der von den Medien verbreiteten Darstellung, dass die Einnahme von Abtreibungspillen ‚sicherer als die Einnahme von Tylenol‘ sei, zeigen die Beweise, dass das Risiko schwerwiegender medizinischer Komplikationen nach der Einnahme von Mifepriston mindestens 22-mal höher ist als auf dem Beipackzettel angegeben. Tatsächlich

kommt es bei mehr als jeder zehnten Frau, die Mifepriston einnimmt, zu schwerwiegenden Nebenwirkungen.“

Einen Tag zuvor hatten 25 Kongressabgeordnete um den Vorsitzenden des „House Values Action Team“, Robert Aderholt, in einer gemeinsamen Erklärung das Gesundheitsministerium aufgefordert, die „gründliche Untersuchung der schädlichen Auswirkungen und unerwünschten Ereignisse im Zusammenhang mit Mifepriston zügig voranzutreiben“. „Durch die Zulassung einer weiteren generischen Version dieser Pille“, riskiere die FDA, „die Gesundheit und Sicherheit von Frauen in den gesamten Vereinigten Staaten zu gefährden.“ Die Behörde müsse „ihrer Aufgabe, die öffentliche Gesundheit zu schützen und die Sicherheit von Arzneimitteln zu gewährleisten, treu bleiben“, so Aderholt.

Nur was, wenn die Trump-Administration das im Falle der Abtreibungspille nicht wünscht? Im Wahlkampf hatten sich sowohl Trump als auch Vance gegen ein bundesweites Verbot ausgesprochen und versichert, den Zugang zur Abtreibungspille aufrecht zu erhalten. Anfang Oktober 2024 schrieb Trump auf „X“ in Großbuchstaben: „Jeder weiß, dass ich ein bundesweites Abtreibungsverbot unter keinen Umständen unterstützen würde und es sogar mit meinem Veto blockieren würde, da es Sache der Bundesstaaten ist, basierend auf dem Willen ihrer Wähler, dies zu entscheiden.“

Doch solange die von der FDA erlassenen Bundesvorschriften für den Online- und Versandhandel in Kraft bleiben, sind den Bundesstaaten bei der Durchsetzung ihrer Gesetze die Hände gebunden. Ein Beispiel: Der 2018 von der Abtreibungsaktivistin Rebecca Gomperts gegründete Versandservice „Aid Access“ brüstet sich damit, gegen die Zahlung von 150 US-Dollar „in allen 50 Bundesstaaten von der FDA zugelassene Abtreibungspillen zur Verfügung zu stellen“. Laut Aid Access gehen 84 Prozent aller Bestellungen dabei in Bundesstaaten, die Abtreibungen verboten haben. Bei mehr als 200.000 Packungen, die allein „Aid Access“ seit seiner Gründung versendet haben will, scheffelt die Firma nicht nur Millionen, sondern unterläuft Gesetze der Bundesstaaten, die Abtreibungen verboten haben, auch gleich hunderttausendfach.

Mag die Trump-Administration Lebensrechtlern auch künftig schöne Augen machen, mag Trump selbst weiter damit prahlen, als erster und bisher einziger US-Präsident auf dem „March for Life“ gesprochen zu haben. Der Lack ist ab. Unter „Pro Life“ verstehen Lebensrechtler anderes als die Politik des 79-Jährigen.

Glaube, Spaß und echte Freunde

Als Apostolat „der Jugend für die Jugend“ engagieren sich junge Erwachsene in den Programmen „GetStrong“ und „LookingGood“ des Regnum Christi, in denen 10- bis 16-Jährige in ihrer Identität und ihrer Freundschaft mit Christus gestärkt werden **VON ISABEL KIRCHNER**

Die sind schon manchmal erstaunt in den Pfarrheimen, wenn wir mit 50 oder 60 motivierten Jugendlichen ankommen“, erzählt Johannes Zeltsperger, 19, der wie auch seine Schwester Maria, 22, in der Region Südostbayern in der Jugendarbeit des Regnum Christi aktiv ist. Johannes und Maria haben beide schon als Jugendliche an den Programmen „GetStrong – power your life!“ und „LookingGood – Inside and Out“ teilgenommen. In zwei Gruppen, getrennt nach Jungen und Mädchen, lernen Jugendliche zwischen 10 und 16 Jahren, sich selbst anzunehmen, über Gott zu sprechen, zu beten – und finden dabei gleichgesinnte Freunde. „Mir hat das richtig viel gebracht, als ich jung war“, erzählt Maria Zeltsperger. „Ich hatte in der Schule nicht die leichteste Zeit, aber ich wusste immer, ich habe dort echte Freunde. Das in der Schule ist nicht die ganze Wirklichkeit.“

Christus gegenwärtig machen

1941 wurde in Mexiko-Stadt die Kongregation der Legionäre Christi gegründet. Um sie herum entstand auch eine Aposto-



Damit sich die Jugendlichen offener austauschen können, bietet die Gemeinschaft zwei getrennte Jugendprogramme für Mädchen und Jungen an – jeweils auf die Zielgruppen zugeschnitten. Fotos: Regnum Christi Deutschland



Glaube, Freundschaften, Action und Ausbildung sind die vier Säulen, auf denen jedes der Jugend-Wochenenden beruht.

latsbewegung für Laien, das Regnum Christi. Heute umfasst das Regnum Christi, das in weltweit über 30 Ländern vertreten ist, die Priester der Legionäre Christi, gottgeweihte Frauen und Männer und Laien. Die Lebensstände sind verschieden, doch das Charisma wird von allen geteilt: „Jesus Christus selbst ist das Himmelreich, er personifiziert es“, heißt es auf der Internetseite des Regnum Christi, „und so lädt er uns ein, ihn jetzt und hier, im Herzen der Menschen und der Gesellschaft gegenwärtig zu machen und dadurch seine Apostel zu sein.“ In Deutschland gibt es neben regionalen Apostelgemeinschaften beispielsweise die „Young Professionals“, eine Gemeinschaft für junge Erwachsene, „Liebe Leben“ für Paare, Jugendcamps für 11- bis

18-Jährige, „NET Familien“ für Familien mit Kindern und vieles mehr. Einmal im Jahr findet ein besonderer Höhepunkt für die Jugendlichen aller Apostolate und Gruppierungen des Regnum Christi statt: das deutschland- und österreichweite United-Festival. Im vergangenen Juli kamen etwa 400 Jugendliche in Alzgern zusammen, um bei Lobpreis, Workshops, Vorträgen und Aktivitäten Gott zu loben und zu preisen. In Bayern wurden vor gut 15 Jahren die Programme GetStrong (für Jungen) und LookingGood (für Mädchen) ins Leben gerufen. Heute gibt es über ganz Deutschland verteilt Regionalteams, die sich alle zwei Monate für ein Wochenende treffen. Übernachtet wird etwa im Pfarrheim oder im ApostelHaus Alzgern, unweit von Altöt-

ting. Bei den Gruppen, die Maria und Johannes Zeltsperger leiten, kommen jeweils zwischen 50 und 80 junge Leute zusammen; jedes dieser Wochenenden ruht auf vier Säulen: Glaube, Freundschaften, Action und Ausbildung. Man feiert gemeinsam Messe – jedes Wochenende wird auch von einem Priester der Legionäre Christi begleitet –, geht gemeinsam wandern, zum Kickboxen, Kartfahren oder auch mal in den Freizeitpark. Außerdem gibt es Vorträge zu Glaubensthemen oder allgemeinen Themen rund um Persönlichkeitsbildung, wie Talente, Schönheit, Geld, Social Media, Disziplin und vieles mehr. Wenn die Jugendlichen älter werden, können sie ab 16 in das Apostolat GrowDeep wechseln. Außerdem sind sie nun die Betreuer und Organisatoren der GetStrong- und Loo-

kingGood-Teams. „In dieser Zeit wächst man fast noch mehr“, meint Johannes Zeltsperger, „denn nun muss man Vorbild sein. Ich glaube, dass unser Angebot deshalb auch so gut ist, weil es wirklich ein Apostolat von Jugendlichen für Jugendliche ist. Als Betreuer ist man in der Große-Bruder-Rolle. Das schafft Nähe und Verständnis.“

Willkommenskultur für Neue

Die Geschwister sind sich einig, dass es eine der größten Stärken von GetStrong und LookingGood ist, dass Jugendliche hier eine Gruppe finden, in der sie sich nicht verstellen müssen – oft im Kontrast zu den Erfahrungen in der Schule. Johannes Zeltsperger ist stolz auf die Willkommenskultur in seiner Gruppe: „Jeder ist angenommen, wie er ist. Unser Einstiegslevel ist relativ niedrig, man kann kommen, auch wenn man mit dem Glauben noch nichts zu tun gehabt hat. Die spannenden Aktivitäten machen das Ankommen einfach. Und ja, dann feiern wir zwischendurch auch mal eine Messe, das gehört dann aber einfach dazu.“ Maria Zeltsperger ist dankbar, wie die Zeit bei LookingGood ihren eigenen Blick auf sich selbst verändert hat. „Mädchen vergleichen sich oft so viel. Hier habe ich gelernt: Ich habe meine Identität von Gott her. Darin bin ich bestärkt worden. Ich darf meine Talente und Eigenschaften selbstbewusst einsetzen.“ Die Apostolate sind bewusst geschlechtergetrennt, damit die Jugendlichen offen reden können. Es sei wichtig für sie zu erkennen, dass sie mit ihren Problemen nicht alleine sind, erzählt Johannes Zeltsperger. Dafür braucht es einen Raum, in dem sie sich gut öffnen können. „Oft verschließt man sich in dem Alter. Nehmen wir das Thema Pornografie: In der Schule ist das völlig normal, man redet nie darüber. Hier sieht man plötzlich, wie es anderen mit diesem Thema geht.“ Für den 19-Jährigen ist die gegenseitige Bestärkung und Motivation zu einem tugendhaften christlichen Leben einer der wertvollsten Schätze seines Apostolats. Weitere Informationen zu den Apostolaten GetStrong und LookingGood: get-strong.org und lgio.org.

Die Autorin ist Theologin, Musikerin und Mutter von zwei Söhnen. Sie war an der Erstellung des Youcat for Kids beteiligt.

KINDER, KÜCHE, KIRCHE

Doppelt so viel Lektüre wie Medienzeit



Klare Regeln für Kinder im Umgang mit Medien fördern Ruhe, Verantwortungsbewusstsein – und manchmal auch Ordnung im Haushalt

VON MARIE-SOPHIE MAASBURG

„Denn wen der Herr liebt, den züchtigt er; er schlägt mit der Rute jeden Sohn, den er gern hat.“ (Hebr 12,6) In der Bibel finden sich mehrere Bibelstellen, in denen die Themen Strenge und Züchtigung in engem Zusammenhang mit der Liebe stehen. Ich habe mir die Frage gestellt, welche „Züchtigungen“ wir unseren Kindern auferlegen müssen, um sie zu gesunden, reifen Menschen heranwachsen zu lassen. Die Rute ist uns fremd, das Schlagen hoffentlich ebenso. Dennoch gibt es Bereiche, in denen wir als Eltern sehr herausgefordert und gerufen sind, unsere Kinder mit klaren Grenzen zu begleiten. Ein Thema, in dem sich meine Kinder „gezüchtigt“ erleben, ist das Thema Medienzeit. Dies ist wohl eine der größten Herausforderungen unserer Zeit: unsere Kinder im Umgang mit Medien gut zu begleiten. In unserer lauten und schnellen Welt ist es schwer, Ruhe zu finden. Doch diese ist lebensnotwendig – nicht zuletzt, um in der Stille Gott zu hören. Alle Eltern kennen das Thema zur Genüge. Ich persönlich kann bei meinen Kindern beobachten, dass „Screen-Time“ fast im-

mer eine gereizte Stimmung und erhöhte Aggression zur Folge hat. Vor einigen Jahren riet eine Lehrerin meines Sohnes: „Doppelt so viel lesen wie Medienzeit!“ Das wollten wir ausprobieren. Unsere Söhne lasen so gut wie nie. Sie hatten jedoch ein gewisses Kontingent an Zeit, das sie mit Filmen oder Computerspielen verbringen durften. Meine Jungs lieben Herausforderungen, und so waren sie gleich dabei, als es hieß: Ihr könnt euch Medienzeit erlesen. Endlich war das leidige Thema an etwas Sinnvolles gekoppelt. Mit Erfolg. Innerhalb weniger Wochen lasen sie dermaßen viel, dass die Screen-Times auf ein Maß anwuchsen, das wir Eltern für ungesund hielten. Dennoch war ein Ziel erreicht – sie lesen seitdem gerne und viel. Das Schöne am Lesen ist ja: Wenn man es einmal kann, verliert es nicht mehr an Attraktivität. In dieser Zeit hatte ich ein augenöffnendes Gespräch mit einem Onkel, der in dem Thema psychologisch bewandert ist. Wir sprachen darüber, wie beherrschend das Thema Computerspiele sein kann. Damals hatten unsere Kinder ein tägliches kurzes

Zeitfenster, in dem sie Spiele zocken oder Serien schauen durften. Die Inhalte zogen sich jedoch durch den ganzen Tag – durch jedes Gespräch. Mein Onkel meinte, dass ein Kind etwa 48 Stunden brauche, um den Kopf von den Inhalten frei zu bekommen. Das hat meine Beobachtungen perfekt bestätigt. Daraufhin haben wir fünf medienfreie Tage eingeführt. Und ja – meine Kinder haben das als „Züchtigung“ empfunden. Nur mehr am Freitag und Samstag durften sie eine altersgemäße Zeit mit Medien verbringen. Es war sehr eindrücklich zu erleben, wie viel ruhiger und stressfreier die anderen fünf Tage plötzlich waren. Nachdem meine Jungs gut auf die erste Challenge angesprungen waren, kam mir der Gedanke, das Thema Medienzeit mit etwas zu verbinden, das mir hilft, Ordnung im Haus zu schaffen und zusätzlich die Kinder in einem Bereich fit macht, den sie ihr ganzes Leben brauchen werden. Wir wandelten das System etwas ab: „Doppelt so viel Hausarbeit wie Medienzeit.“ Es war mir ein inneres Volksfest zu beobachten, wie motiviert und bereitwillig meine Kinder gelernt haben, die Küche

blitzsauber zu machen, das Bad zu schrubben oder den Staubsauger durchs Haus zu schwingen – natürlich altersgemäß gestaffelt. Mittlerweile hat sich das System wieder etwas gewandelt. Momentan gibt es mehrere Voraussetzungen für die Medienzeit: Sie müssen drei Aufgaben im Haus übernehmen, ihre Wäsche aus dem Wäschezimmer in ihre Schränke befördern und ihr Zimmer aufgeräumt haben. Ich bin erstaunt, wie diese Systeme, obgleich zunächst als Einschränkung und Züchtigung erfahren, sie mittlerweile freut – und sie in ihren Bereichen eine befriedigende Selbstwirksamkeit erleben. So habe ich als wahr erfahren, was Sprüche 29,17 sagt: „Züchtige deinen Sohn, so wird er dir Ruhe verschaffen und deinem Herzen Freude machen.“ Gerne würde ich von Ihren Erfahrungen lesen. Schreiben Sie mir doch gerne über die Tagespost.

Die Autorin ist verheiratet, Mutter von vier Kindern, Autorin mehrerer Bücher und lebt in Augsburg.

Heilige für den Familienalltag

Am 18. Oktober ist der 10. Jahrestag der Heiligsprechung von Louis und Zélie Martin. Ein Besuch im Wallfahrtsort Alençon, dem Lebensmittelpunkt des heiligen Ehepaars und Geburtsort von Therese vom Kinde Jesu **VON FRANZISKA HARTER**

Es ist still in dem kleinen Häuschen, das an diesem Dienstagmorgen nur wenige Besucher empfängt. Die freundliche afrikanische Ordensschwester hingegen ist gar nicht still: Mit einem Eifer, der nur aus echter Begeisterung für den Gegenstand ihrer Ausführungen kommen kann, führt sie durch die Zimmer. Es ist das Geburtshaus der heiligen Therese vom Kinde Jesu im normannischen Alençon. Ihre Wiege steht hier und das Bett, in dem Therese geboren und ihre Mutter gestorben ist, Möbel und Gegenstände aus dem Familienleben der Martins, die erst nach dem Tod von Mutter Zélie in das heute bekanntere Lisieux zogen. Aber hier in Alençon bleibt mehr als Erinnerung: Das Haus des heiligen Ehepaars Louis und Zélie Martin ist – neben der Basilika – das Herzstück des Wallfahrtsorts und des Zentrums Louis und Zélie Martin, das sich besonders der Familienpastoral verschrieben hat.

„Louis und Zélie waren keine Ordensleute, sondern Laien. Ihr Glaube und ihre Heiligkeit haben sich in ihrem Alltag entfaltet: in der Ehe, in der Arbeit, in der Erziehung ihrer Kinder“, erklärt Pater Thierry Hénault-Morel, der Wallfahrtsdirektor. Gerade darin liege das Besondere: Ihr Zeugnis wurzele im täglichen Leben, das auf heroische Weise gelebt wurde. Unterstützt wird Hénault-Morel bei der Leitung des Ortes durch einen Generalsekretär, Grégoire Moreau, der sich um Organisation, Verwaltung und die vielen Freiwilligen kümmert.

Heiligkeit ist nicht Perfektion

Der Wallfahrtsort Alençon will bewusst ein geistliches Zentrum für den Alltag sein. „Louis und Zélie zeigen, dass Heiligkeit nicht Perfektion ist“, sagt Moreau. „Sie erlebten Krankheit, wirtschaftliche Sorgen und den Tod von vier Kindern, verloren aber nie das Vertrauen in Gott. Das Leben der Martins berührt alle möglichen Lebenssituationen: Verlobung, Ehe, Familie, Beruf, Krankheit, Tod – sie haben alles durchlebt.“ Deshalb sei das heilige Ehepaar für Menschen mit allen möglichen Sorgen ein trostvoller Bezugspunkt. Pater Hénault-Morel ergänzt: „Ihr Leben war geprägt von einer tiefen Einheit zwischen Gottes- und Nächstenliebe. Sie haben Gott den ersten Platz gegeben – ‚Gott zuerst‘ –, und daraus folgte alles andere.“

Zélie, eine begabte Klöpplerin, wollte als junge Frau den Armen dienen und ins Kloster gehen. Louis, gelernter Uhrmacher, hatte Mönch am Großen Sankt Bernhard in den Alpen werden wollen, bevor er in Alençon sesshaft wurde – so beginnt Moreau die Geschichte des außergewöhnlichen Paares. Beide fanden ihre Berufung erst in der Ehe. „Viele, die zu uns kommen, suchen genau das“, ergänzt Hénault-Morel. „Eine Richtung im Leben, eine Berufung, einen Weg in den Himmel, der aber eben nicht unbedingt über das geweihte Leben geht. Wir wollen Menschen hier helfen, ihre Berufung im Alltag zu leben.“ Geistliche Begleitung und das Zuhören gehören zur täglichen Aufgabe des Heiligtums. Neben den Pilgerangeboten und vielen Gesprächspartnern vor Ort gibt es eine Telefonseelsorge, die Menschen in familiären Krisen begleitet. Jeden Monat erreichen über tausend Gebetsanliegen das Zentrum.

Im Gespräch fällt auf, wie persönlich Hénault-Morel über die Martins spricht. Dafür gibt es auch einen Grund: „Ich bin über meinen Urgroßvater tatsächlich mit der Familie verwandt. Er war ein Cousin der kleinen Therese.“ Dass der Priester Bart und Frisur des heiligen Louis trägt, scheint also kein Zufall zu sein. Anders als Hénault-Morel stammt Grégoire Moreau nicht aus Alençon, hat aber ebenfalls seine



Viele Familien schöpfen am Wohnort von Louis und Zélie Martin neue Kraft und Zuversicht, den Weg der Heiligkeit mitten im Alltag zu gehen. Ein besonderer Anziehungspunkt ist das Reliquiar der heiligen Eheleute, das seit diesem Jahr in einer eigens gestalteten Kapelle in der Basilika in Alençon ruht.

Fotos: Sanctuaire d'Alençon

ganz persönliche Geschichte mit Louis und Zélie. Er und seine Frau verloren vor 15 Jahren ein Kind. In der Zeit beteten sie viel zu dem Ehepaar, das gerade seliggesprochen worden war. Trotz schwerer Krankheit wurde Moreaus Frau wieder schwanger, erst mit Zwillingen und dann noch einmal mit einem kleinen Louis, der ausgerechnet an einem 1. Oktober, dem Festtag der heiligen Therese vom Kinde Jesu, zur Welt kam.

Das Zentrum Louis und Zélie Martin richtet jedes Jahr zahlreiche Wochenenden,

Aktivitäten und Begegnungen aus: für Verlobte, die sich auf das Sakrament der Ehe vorbereiten, für Paare, die ihre Beziehung vertiefen möchten, und für alleinerziehende Mütter, die hier Urlaub und geistliche Begleitung verbinden. Es gibt Ferienwochen für Großeltern, die sich nach einem Sommer mit den Enkelkindern erholen, ebenso wie Treffen der „Équipes Notre-Dame“, die Ehepaare in ihrem Glaubensleben stärken.

Das Heiligtum selbst umfasst mehrere Orte: das Haus der Familie Martin, die

Basilika Notre-Dame, in der Louis und Zélie geheiratet haben, das Pilgerhaus, eine Boutique und ein geistliches Zentrum, in dem Begegnungen, Gebete und Schulungen stattfinden. Ein besonderer Anziehungspunkt ist das Reliquiar der heiligen Eheleute Martin, das seit diesem Jahr in einer eigens gestalteten Kapelle in der Basilika ruht. Für Moreau ist ein weniger bekannter Ort in Alençon ein weiterer persönlicher Bezugspunkt: der „Pavillon“ von Louis Martin. Ein kleines Haus mit Garten direkt am Fluss, das Louis noch vor seiner

Heirat kaufte. „Das zeigt gut, wie Louis war: engagiert im Beruf, in seiner Familie, in der Gemeinde, aber zugleich jemand, der sich gerne zurückzog zum Beten, Lesen oder Fischen. Hier zeigt sich für mich die ausgeglichene Spiritualität des Heiligen.“ Auch die Brücke steht noch, auf der Louis und Zélie sich zum ersten Mal begegneten und Zélie in ihrem Herzen eine Stimme hörte, die ihr sagte: „Das ist der, den ich für dich bereitete habe.“ Drei Monate später heirateten die beiden.

Zwei Ordensgemeinschaften leben hier und tragen das geistliche Leben mit. Keine Klausurorden, sondern apostolische Gemeinschaften, die Gebet und Mission verbinden. Die Schwestern kamen vor vierzig Jahren aus Brasilien, die Brüder folgten später. Sie beten, empfangen Pilger, gestalten die Liturgie und helfen bei der geistlichen Begleitung. „Man spürt ihre Freude und ihr Feuer“, sagt Moreau. „Sie bringen eine unglaublich ansteckende Herzlichkeit mit.“ Rund 50 ehrenamtliche Helfer unterstützen sie, vom Empfang über Führungen bis zur Wallfahrtsorganisation.

Pilger gehen verändert nach Hause

Jahr für Jahr kommen etwa 25 000 Menschen nach Alençon, Familien, Paare, Pilgergruppen, Einzelne. Sie besuchen das Geburtshaus, die Basilika und besonders die kleine Kapelle mit dem Reliquiar der Heiligen. Hier erneuern auch jedes Jahr um das Fest der beiden Heiligen im Juli Ehepaare ihr Eheversprechen. Manche kommen auch, um in der Pilgerunterkunft ihre Ferien zu verbringen, andere feiern mit der ganzen Familie ein Ehejubiläum und können das ganze Wochenende bleiben. „Manchmal“, erzählt Hénault-Morel schmunzelnd, „kommt jemand nur, um ‚das Museum‘ zu sehen – und geht verändert hinaus. Eine Frau sagte mir einmal: ‚Ich kam hierher, um das Leben anderer zu besichtigen und habe mein eigenes wiedergefunden.‘“ Und: Wenn du nicht nach Alençon kommst, kommt Alençon zu dir: Mitarbeiter und Freiwillige des Wallfahrtsorts begleiten das Reliquiar auf seinen Reisen durch Frankreich und bald auch ins Ausland.

Ganz und gar nicht still wird es in Alençon an diesem 18. Oktober zugehen, dem zehnten Jahrestag der Heiligsprechung von Louis und Zélie Martin durch Papst Franziskus. Zu diesem Festtag richtet das Zentrum ein großes Wochenende für Familien aus, die hier Trost, Unterstützung und fröhliche Gemeinschaft finden. Ob Céline sich das damals hatte träumen lassen, als sie das Geburtshaus ihrer Schwester Therese zu deren Heiligsprechung 1925 hatte restaurieren lassen?



Marienfigur, vor der die kleine Therese Heilung von Krankheit und Überempfindlichkeit erfuhr.



Auch die Brücke steht noch, auf der Louis und Zélie sich zum ersten Mal begegneten.

Mit Kindern durch das Kirchenjahr

Gott sieht und liebt dich

Nathanael wollte den Messias sehen – und entdeckte Jesus. Anders als die Pharisäer erkannte er, dass sich in Jesus seine Hoffnungen erfüllten, und wurde sein Jünger

VON THERESA RHEE

Wenn ich am Abend mit meinem dreijährigen Sohn bete und Jesus dafür danke, dass er da ist und uns sieht, stellt er oft die Frage: „Aber Mama, wo ist denn Jesus?“ Es ist sein großer Wunsch, Jesus einmal richtig zu sehen. Auch Nathanael war ein Mann, der Jesus – beziehungsweise den Messias – unbedingt sehen wollte. Im ersten Kapitel des Johannesevangeliums können wir seine Geschichte lesen.

Nathanael sitzt unter dem Feigenbaum. Dort ist es schön kühl, da der Baum mit seinen großen Blättern viel Schatten spendet. In Israel kann es sehr heiß werden. Hier hat er außerdem etwas Ruhe und kann allein sein. Was er genau unter dem Feigenbaum getan hat, berichtet der Evangelist Johannes nicht. Doch es kann sehr gut sein, dass er mit Gott gesprochen hat. Sicher hat ihn vieles bewegt. Das Leben war nicht leicht unter der Herrschaft der Römer. Sie behandelten das jüdische Volk sehr schlecht, nahmen ihnen Geld und Freiheit. Wann würden sich die Schriften endlich erfüllen? Wann würde endlich der Messias kommen und sie befreien? Vielleicht betete Nathanael mit ganzem Herzen: Siehst du uns, Gott? Hast du uns nicht vergessen? Wann kommst du, Messias?

Jesus überrascht

Auf seinem Weg nach Hause traf Nathanael auf seinen Freund Philippus. Vermutlich wunderte er sich schon, als er ihn sah. Denn Philippus sah irgendwie verändert aus. Was war nur geschehen? Er schien ganz aufgeregt und gleichzeitig von einem großen Glück erfüllt zu sein. Philippus kam mit der ungeheuren Nachricht zu



Dass Jesus Nathanael unter dem Feigenbaum gesehen hat, trifft Nathanael mitten ins Herz. Er versteht, dass Jesus jemand ganz Besonderes sein muss. Illustration: Bernadette Dray

Nathanael: Wir haben den gefunden, über den Mose im Gesetz und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus aus Nazareth, den Sohn Josefs.

Im ersten Moment konnte Nathanael nicht glauben, was Philippus sagte. „Aus Nazareth? Kann von da etwas Gutes kommen?“, fragte er. Er kannte die Schriften gut und daher wusste er, dass der Messias aus dem kleinen Ort Bethlehem kommen

werde. Nazareth wurde weder in den alten Schriften erwähnt, noch hatte es sonst eine besondere Bedeutung. Aus einem solchen Ort konnte doch nicht wirklich der Messias kommen, dachte er. Hatte Philippus sich also getäuscht? Hatte er einen Mann gefunden, der sich nur als der Messias ausgab, es aber nicht wirklich war?

Auch später im Johannesevangelium posaunten einige Pharisäer laut heraus,

dass Jesus gar nicht der Messias sein könnte, weil er ja aus Nazareth kommt, der Messias jedoch der Schrift nach aus Bethlehem kommen müsse. Was sie nicht wussten, ist, dass Jesus tatsächlich in Bethlehem geboren worden war. Doch hatten Maria und Josef mit ihm nach Ägypten fliehen müssen und kamen später dann nach Nazareth, wo Jesus seine Kindheit und Jugend verbrachte.

Jesus kennt Nathanael

Philippus versuchte gar nicht erst, Nathanael mit Erklärungen zu überzeugen, sondern sagte ihm einfach: „Komm und sieh!“ Er war sich sicher, dass Nathanael Jesus nur selbst sehen musste, um zu glauben, dass er wirklich der Messias war. Natürlich war Nathanael nun neugierig geworden und ging mit seinem Freund zu Jesus. Und schon als Jesus Nathanael auf sich zukommen sah, sagte er über ihn: „Da kommt ein echter Israelit, ein Mann ohne Falschheit.“

Damit hatte Nathanael nun wirklich nicht gerechnet. Dieser Jesus, der jetzt vor ihm stand, kannte ihn. Aber wie konnte das sein? Nathanael kannte ihn doch gar nicht. Wie konnte Jesus dann ihn kennen und so ein hohes Lob über ihn aussprechen? Jesus sah sein aufrichtiges Herz. Und er sah in Nathanael einen Mann, der Gott wirklich sucht. Vielleicht hat sich Nathanael an den Psalm 32 erinnert, als er hörte, dass Jesus ihn einen Mann ohne Falschheit nennt. In dem Psalm heißt es: „Wohl dem Menschen, dem der Herr die Schuld nicht zur Last legt und dessen Herz keine Falschheit kennt.“ Der Psalm, ein Lied aus dem Alten Testament, sagt, dass es das Beste für uns Menschen ist, wenn wir unsere Schwächen und Fehler nicht vor Gott verstecken, sondern sie ihm bekennen. Wenn wir versuchen, etwas vor Gott zu verschweigen, geht es uns schlecht, wenn wir ihm aber alles erzählen, kann er uns vergeben. Und das ist sein größter Wunsch, weil wir ja seine Kinder sind. Nichts soll zwischen Gott und uns stehen. Nathanael gehörte also zu den Menschen, die vor Gott nichts verbergen und ehrlich sind. Das sah Jesus.

Nathanael fragte Jesus, woher er ihn denn kenne. Und darauf gab ihm der Herr eine Antwort, die ihn sofort zum Glauben brachte. Er sagte: „Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen.“ Nathanael traf diese Worte mitten ins Herz. Er hatte keinen Zweifel mehr daran, dass Jesus der ist,

auf den sie alle gewartet hatten. Er musste Gott sein, wenn er ihn unter dem Feigenbaum gesehen und sein Gebet gehört hatte. Deswegen war seine Reaktion: „Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel.“

Nathanael kam zum Glauben an Jesus, weil dieser ihn unter dem Feigenbaum gesehen hatte. Doch Jesus erklärte ihm, dass er noch Größeres sehen werde. Das heißt, er werde als sein Jünger immer mehr von Jesus erkennen und sehen, wie groß seine Herrlichkeit ist. Sehr bald würde er auf der Hochzeit in Kana dabei sein und miterleben, wie Jesus Wasser in Wein verwandelte. Das war sein erstes Wunder, auf das noch viele folgen würden.

Der geöffnete Himmel

Dann sagte Jesus noch etwas sehr Wichtiges zu Nathanael und denen, die dabei standen: „Amen, amen, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet sehen und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn.“ Bei diesem Wort musste Nathanael sicherlich an Jakob aus dem Alten Testament denken: Er hatte einen Traum von einer Leiter, die

bis zum Himmel reichte und auf der die Engel Gottes auf- und niederstiegen (Gen 28,10–22). So zeigte Jesus: Er selbst ist die Verbindung zwischen Himmel und Erde. Der Himmel steht offen, weil er nun da ist. Jesus hat uns Menschen einen Weg zum Himmel eröffnet, dadurch, dass er am Kreuz für uns gestorben und auferstanden ist.

Wenn du die Bibel liest, kannst du dich immer fragen, was Gott dir persönlich durch sein Wort sagen möchte. Was bedeutet die Geschichte von Nathanael für dich und dein Leben? Sicher kannst du darauf vertrauen, dass Jesus dich sieht, wenn du im Verborgenen mit ihm sprichst. So wie er Nathanaels Herz kennt, kennt er auch deines. Und er möchte sich dir immer mehr zeigen, wie er ist: heilig, allmächtig und ganz liebevoll und nah.



Die Autorin ist Vollzeitmama von drei kleinen Kindern. Sie hat Theologie studiert und zuletzt als Religionslehrerin gearbeitet.



DER KAPITALISTISCHE SAMARITER

Zur Sonne, zur Freiheit

VON PETER SCHALLENBERG

Nippon – das Land der aufgehenden Sonne, so nennt sich Japan nach alter Tradition selbst. Vor vier Wochen waren wir dort, ein Freund, selbst Sozialethiker, und ich: in Tokyo, im Fuji-Nationalpark, in der alten Kaiserstadt Kyoto und natürlich in Nagasaki, dem japanischen Rom, wo fünf Prozent katholisch sind. Immer wieder war uns präsent die Frage des Kämmerers in der Apostelgeschichte: „Was hindert, dass ich getauft werde?“ Wohl kein Land der Welt zeigt sich so resistent gegenüber christlicher Mission wie Japan, bis heute. Überall ist das Christentum anerkannt und respektiert – aber es gibt kaum Bekehrungen, im Gegenteil, so bestätigte uns in Nagasaki der Erzbischof: Die Zahl der Christen nimmt langsam, aber stetig ab. Im Gepäck hatten wir natürlich das berühmte Büchlein von Ruth Benedict „Chrysantheme und Schwert“ aus dem Jahre 1946 zu „Formen der japanischen Kultur“, worin sie auf Veranlassung der US-amerikanischen Regierung im Vorfeld des geplanten Abwurfs der Atombombe japanische Mentalität untersucht. Wird Japan nach dem Abwurf der Atombombe dem zu erwartenden Befehl des Tenno, des himmlischen Kaisers, zur bedingungslosen Kapitulation folgen oder sich in endlosem Guerillakrieg gegen die USA zerfleischen? Ruth Benedict beschrieb – und siehe, so kam es: Das Land folgte einmütig und ohne mit der Wimper zu zucken dem Befehl des Kaisers. Japan folgt dem Vater, den Eltern, der Familie. Nichts gilt mehr und ist ehrenvoller. Chrysantheme und Schwert, Scham und Ehre sind seit Hunderten Jahren die Säulen der Gesellschaft. Ruth Benedict notiert: „Offene Missachtung von Autorität wird aufs Strengste bestraft!“ Wie ganz anders hingegen Sophokles mit seiner Hauptfigur Antigone! Autorität? Nein, Gewissen! Und gegen die Autorität des Königs und Stiefbruders reklamiert sie: „Nicht mitzuhasen, mitzulieben bin ich da!“

Wenn Japan eine Kultur der Ehre und der Scham ist, wo man es außerhalb der Familie eher vermeidet, einem hilfsbedürftigen Menschen zu helfen, nicht aus Hartherzigkeit, sondern um ihn nicht zu beschämen, weswegen der japanische Sozialstaat ausgesprochen mager daherkommt: Was für eine Kultur ist dann Europa? Vielleicht tatsächlich, auf der Grundlage von altbabylonischen Gesetzestafeln, altägyptischem Totengericht und altisraelitischem Glauben an Jahwe, eine Kultur der Schuld. Eine Kultur des inneren Gewissens, das ehern und unbestechlich auf die immer gleichbleibende Pflicht des Menschen verweist: Ja, du bist der Hüter deines Bruders! Selbst (und gerade), wenn er nicht zur Familie gehört oder dir fremd und feindlich ist. Aus Sippenliebe entwickelt sich so Nächstenliebe, Fernstenliebe, Solidarität. Einlösen des Anspruchs eines anderen Menschen auf Hilfe durch mich und Recht auf Förderung. Das Recht auf Bürgergeld (oder Grundsicherung) erschiene in Japan abstrus. Bei uns hingegen gehört es in irgendeiner Form zur gebotenen Form des Sozialstaates, der in sterblicher Weise den unsterblichen Gott abbildet, der doch selbst Abbilder von sich wollte: Abbilder seiner nicht begrenzten Liebe. Sozialstaaten fallen nicht vom Himmel? Doch, und letztlich fallen sie nur vom Himmel! Allerdings müssen sie auf Erden bezahlt werden. Und das ist ein anderes und neues Kapitel, jenseits von Japan.



Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Moralthologie und Ethik an der Theologischen Fakultät Paderborn. Foto: KNA

Vom Naturrecht zur Katholischen Soziallehre

Papst Leo XIII. etablierte mit „Rerum novarum“ 1891 die Soziallehre der Kirche: Kritik an Sozialismus und Kapitalismus, Betonung von Eigentum, Familie und gerechtem Lohn **VON ALEXANDER FOLZ**

Als 1891 der heilige Papst Leo XIII. mit „Rerum novarum“ („Über die neuen Dinge“) auf die soziale Frage der Industrialisierung antwortete, konnte er noch nicht wissen, dass aus dieser Enzyklika später eine ganze Disziplin erwachsen sollte: die Katholische Soziallehre. Die Enzyklika verteidigte schlicht das Privateigentum, forderte den familiengerechten Lohn und ordnete den Staat klar dem Gemeinwohl unter, jenseits von Klassenkampf und ungezügelter Kapitalismus. „Der Geist der Revolution, welcher seit langem durch die Völker geht, musste, nachdem er auf dem politischen Gebiete seine verderblichen Wirkungen entfaltet hatte, folgerichtig auch das volkswirtschaftliche Gebiet ergreifen“, stellte der heilige Papst in den einleitenden Worten fest.

Fabrikarbeit, Massenarmut, Mietskasernen, Kinderarbeit oder gefährliche Maschinen waren prägende Phänomene während der beginnenden Industrialisierung. Das Nebeneinander zweier unzureichender Antworten spaltete die Menschen. Fand in der kapitalistischen Eigenlogik der Mensch nur als Produktionsfaktor oder Konsument Beachtung, so stand auf der anderen Seite die sozialistische Ideologie, die (spätestens mit Marx und Engels) die Produktionsmittel verstaatlichen wollte und dabei auch immer wieder dezidiert religionskritisch auftrat.

Leos Rede von den „verderblichen Wirkungen“ des Revolutionsgeists deutet bereits darauf hin: Bevor sich die Kirche den sozialen Fragen im modernen Gesellschaftsgefüge zuwenden konnte, musste sie sich zunächst mit dem modernen, nachrevolutionären Verfassungsstaat auseinandersetzen. Dabei standen sich innerhalb der Kirche „liberal-katholische“ Strömungen und das traditionsverhaftete Lager gegenüber – es war unklar, ob Zusammenarbeit mit der neuen Ordnung überhaupt theologisch zulässig ist.

So wurden unter Gregor XVI. und besonders Pius IX. zunächst die Grenzen markiert: „Quanta cura“ (1864) mit dem „Syllabus errorum“ weist Lehren zurück, die Religion zur Privatsache machen, die Kirche dem Staat unterstellen oder dem Staat eine schrankenlose Kompetenz auch in Glaubens- und Sittenfragen zuschreiben.

Mit Leo XIII. folgte die konstruktive Wende. Die Enzyklika „Aeterni Patris“ (1879) stellte das thomistische Denken als Programm für die Kirche bereit. In den staatsphilosophischen Enzykliken (zum Beispiel „Immortale Dei“ und „Libertas“) heißt es sinngemäß: Ja zu legitimen Formen moderner Staatlichkeit und bürgerlichen Freiheiten – jedoch unter der Bedingung, dass diese an Naturrecht, Gemeinwohl und die Freiheit der Kirche gebunden sind. Ein ausdrückliches Nein wurde hingegen zum Staatsabsolutismus und zur laizistischen Verdrängung der Religion ausgesprochen.

Darauf baute Rerum novarum (1891) auf und eröffnete die systematische Soziallehre. „Mit voller Zuversicht treten wir an diese Aufgabe heran und im Bewusstsein, dass uns das Wort gebührt. Denn ohne Zuhilfenahme von Religion und Kirche ist kein Ausgang aus dem Wirsale zu finden“, schrieb der heilige Papst.

Leo XIII. betonte, dass das Privateigentum nicht bloß ein menschliches Konstrukt, sondern im Naturrecht begründet ist: „Es ergibt sich hieraus wieder, dass privater Besitz vollkommen eine Forderung der Natur ist“, schrieb der Papst.



Urvater der Katholischen Soziallehre: Papst Leo XIII. (1810–1903). Mit „Rerum novarum“ legte der so produktive wie langlebige Papst 1891 den Grundstein für eine ganze Disziplin. Foto: Library of Congress

Nach katholischer Lehre ist das Naturrecht das Recht, das unmittelbar aus der von Gott geschaffenen Natur des Menschen folgt. Es gilt unabhängig von positiven Gesetzen oder staatlichen Verordnungen und ist in Vernunft und Gewissen erkennbar. So hat jeder Mensch etwa das natürliche Recht, sein Leben zu erhalten, eine Familie zu gründen oder Eigentum zu erwerben. Diese Rechte gehen dem Staat voraus und können von ihm nur anerkannt, aber nicht aufgehoben werden.

Die Sozialisten, so der Papst, „verbreiten die Behauptung, der private Besitz müsse aufhören“. Doch ihr Programm sei „sehr ungerecht“ und „führt die Staaten in völlige Auflösung“. Leo XIII. warnte: „Wenn also die Sozialisten dahin streben, den Sonderbesitz in Gemeingut umzuwandeln, (...) machen sie die Lage der Arbeiter ungünstiger. Sie entziehen denselben ja mit dem Eigentumsrechte die Vollmacht, ihren erworbenen Lohn nach Gutdünken anzulegen, sie rauben ihnen eben dadurch Aussicht und Fähigkeit,

ihr kleines Vermögen zu vergrößern und sich durch Fleiß zu einer besseren Stellung emporzubringen.“

Auch die Familie wäre bedroht, denn „das sozialistische System (...) versündigt sich an der natürlichen Gerechtigkeit und zerreißt die Fugen des Familienhauses.“ Leo XIII. betonte: „Die Familie, die häusliche Gesellschaft, ist eine wahre Gesellschaft mit allen Rechten derselben (...) sie ist älter als jegliches andere Gemeinwesen, und deshalb besitzt sie unabhängig vom Staate ihre innewohnenden Rechte und Pflichten.“

In scharfen Worten fasste er zusammen: „Aus alledem ergibt sich klar die Verwerflichkeit der sozialistischen Grundlehre, wonach der Staat den Privatbesitz einzuziehen und zu öffentlichen Gute zu machen hätte.“

Aufgrund seiner materialistischen Philosophie, die den Menschen im Wesentlichen als Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse versteht und sein Glück in der Neuordnung der äußeren Besitz- und Produktionsverhältnisse sucht, ist der

Sozialismus mit der katholischen Lehre also unvereinbar.

Nicht nur gegen die Irrtümer des Sozialismus, sondern auch gegen die Schattenseiten des Kapitalismus wandte sich Leo XIII. mit der Enzyklika. Besondere Schärfe legte der Papst in die Frage des gerechten Lohnes. Den Arbeitern dürfe ihr rechtmäßiger Verdienst nicht vorenthalten werden: „Dem Arbeiter den ihm gebührenden Verdienst vorenthalten, ist eine Sünde, die zum Himmel schreit.“

Gleichzeitig unterstrich Leo XIII. die Verantwortung der Arbeitgeber: Arbeiter dürften „nicht wie Sklaven angesehen und behandelt“ werden. Sie seien Menschen mit geistigen und religiösen Bedürfnissen, die geachtet werden müssten.

Auch der auf dem Liberalismus basierende ungezügelte Kapitalismus ist der katholischen Lehre fremd, da er den Menschen im Kern als ein seelenloses Individuum betrachtet, das sich über Verträge, Interessen und Marktmechanismen definiert. Er reduziert ihn auf seine Rolle als Produzent und Konsument und blendet seine geistige sowie seine übernatürliche Würde aus.

„Was sodann den Schutz der irdischen Güter des Arbeiterstandes angeht, so ist vor allem jener unwürdigen Lage ein Ende zu machen, in welche derselbe durch den Eigennutz und die Hartherzigkeit von Arbeitgebern versetzt ist, welche die Arbeiter maßlos ausbeuten und sie nicht wie Menschen, sondern als Sachen behandeln“, betonte der Papst.

Gegen solches Handeln erhebt sich nach seinen Worten „die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit“, da die Arbeitsanforderungen oft „von solcher Höhe“ seien, „daß der Körper unterliegt und der Geist sich abstupft.“

Eine weitere Grenze setzt Leo XIII. der rein ökonomischen Logik: „Die Sonntagsruhe bedeutet nicht so viel wie Genuss einer trägen Untätigkeit (...) Sie ist vielmehr eine durch die Religion geheiligte Ruhe von der Arbeit [...] um ihn (den Menschen) aufzurufen, zu Gedanken an die Güter des Jenseits und zu den Pflichten der Gottesverehrung.“

Auch der Staat dürfe nicht zusehen: „(...) in allen diesen Fällen muss die Autorität und Gewalt der Gesetze innerhalb gewisser Schranken sich geltend machen (...) Nur so weit es zur Hebung des Übels und zur Entfernung der Gefahr nötig ist, nicht aber weiter, dürfen die staatlichen Maßnahmen in die Verhältnisse der Bürger eingreifen.“ Doch gerade die „niedere, besitzlose Masse“ müsse vom Staat „in besondere Obhut genommen werden.“

Heute stehen wir wieder vor neuen „neuen Dingen“: Die rasante Entwicklung der Künstlichen Intelligenz könnte noch tiefgreifender wirken als die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts. Was damals die Dampfmaschine und die Fabrik waren, ist heute ein Algorithmus, der menschliches Denken simuliert – mit großen Chancen, aber auch mit Gefahren.

So wie Leo XIII. im 19. Jahrhundert den Weg der Kirche zwischen Sozialismus und Kapitalismus wies, ist die Kirche auch heute gerufen, Orientierung zu geben. Sie erinnert daran, dass Technik und Wirtschaft dem Menschen dienen müssen. Papst Leo XIV. sieht in der KI eine der größten Herausforderungen für die Verteidigung der Menschenwürde. Er hat das Thema zu einem zentralen Schwerpunkt seines Pontifikats erklärt. Auf seine Fortführung der katholischen Soziallehre darf man also gespannt sein.

Der Autor ist katholischer Journalist und studierter Wirtschaftswissenschaftler.



Weiß sich selbst in schwierigen Zeiten ihr Lachen zu bewahren: Gloria von Thurn und Taxis bei den Salzburger Festspielen 2025.
Foto: Imago/Manfred Segerer

„Jeder Mensch lohnt sich“

Eines ist Gloria von Thurn und Taxis nie: langweilig. Nun spricht sie über den Brand ihres Jagdschlusses, die Reaktionen auf den Mord an Charlie Kirk, Mutterfreuden und den Wert der freien Rede **VON REGINA EINIG**

Durchlaucht, hat die Nachricht, dass die Polizei im Zusammenhang mit dem Anschlag auf Ihr Jagdschloss ein Bekennerschreiben der Antifa prüft, Sie überrascht?

Es besteht die große Hoffnung, dass es keine Brandstiftung war. Sollte das Bekennerschreiben eine Fälschung sein, ist es dennoch erschütternd. Was wird mir denn vorgeworfen? Großkapitalistin zu sein? Das ist schon mal falsch, denn das Großkapital liegt in den Händen von Leuten, die längst außerhalb des deutschen Steuersystems leben. Gegen die Abtreibung und für das Leben zu sein, ist ein Vorwurf, der immer wieder kommt. In einer Gesellschaft, deren Reproduktionsrate unterhalb der Bestandhaltungsrate von 2,5 liegt, ist es doch total bescheuert, weiter den eigenen Nachwuchs zu töten, statt Paaren, die sich fortpflanzen möchten, finanziell zu helfen. Fürst Thurn und Taxis und seine Familie waren gerade wegen ihres praktizierten katholischen Glaubens keine Nazis. Fürst Karl August, der Vater meines Mannes, saß sogar wegen streng verbotenen BBC-Radio-Hörens im Gefängnis in Landshut. Ein Mitarbeiter, der Nazi war, hatte ihn angezeigt. Die Vorwürfe sind dermaßen an den Haaren herbeigezogen, dass offensichtlich wird, dass die Linken künstlich Feindbilder erzeugen, um die Menschen zu spalten. Wer seit 100 Jahren die Ärmsten der Stadt mit einer warmen Mahlzeit versorgt, wird wohl kaum ein menschenverachtender Kapitalist sein.

Seit Wochen diskutiert die Öffentlichkeit über Charlie Kirk und den „Kampf gegen rechts“. Wie wirkt es auf Sie, wenn gläubige Christen dem Verstorbenen posthum attestieren, er sei rechtsextrem gewesen?

Charlie war ein evangelikaler Prediger aus bester amerikanischer Tradition. Wer dieses Genre kennt, weiß, dass er kein Rechts-extremer war, sondern ein auf konservative Werte wertlegender Christ. Das Adjektiv

rechtsextrem wird heute jedem angehängt, der nicht zum Berliner Mainstream gehört. Wahrscheinlich hatte man Angst, dass er das Zeug hatte, um einmal US-Präsident zu werden.

Sie beschreiben in Ihrem Buch, dass Sie als junge Frau Muttersein als Erfüllung erlebt haben. Was raten Sie jungen Frauen in einer Gesellschaft, die Kinderkriegen als berufliche Sackgasse oder Doppelbelastung betrachtet?

Ja, natürlich, es ist wunderschön, Mutter zu sein, es ist der Natur nahe und damit die natürlichste körperliche und geistige Erfüllung einer Frau. Allerdings braucht man dafür Unterstützung, und diese wird einem in der Kultur des Todes, in der wir nun mal leider leben, nicht gewährt. Wir steuern gerade auf dessen Höhepunkt zu, nämlich einem Atomkrieg. Während man die Menschen mit fern liegenden Ängsten eines Klimanotstandes ablenkt, wird die Zerstörung des Planeten durch Krieg vorbereitet.

Inwieweit taugt der Adel heute noch als Vorbild? Die Königshäuser in Norwegen, England und Spanien scheinen ein Problem mit ihren Sprösslingen zu haben...

Leider leben wir in einer völlig dekadenten Welt. Keiner will der Realität ins Auge sehen. Man läuft irgendwelchen Chimären nach, ob Klimakleber, LGBTQ+-Prozessionen und was es sonst noch für Ablenkungsmanöver gibt. Der Adel ist davon nicht ausgenommen, schließlich sind sie ja auch Teil der Gesellschaft und damit dem Zeitgeist unterworfen. Das gilt auch für die Kirche.

Ihre drei Kinder sind bisher skandalfrei durchs Promileben gekommen. Haben Sie einen Erziehungstipp?

Hahaha, ich habe einfach Glück gehabt mit meinen Kindern. Aber Spaß beiseite, das Wichtigste ist, Zeit mit Kindern zu verbringen.

Das geht nicht ohne Unterstützung, die junge Paare aber nicht bekommen. Stattdessen wird unser Geld in alle Welt verteilt und die Förderung unserer eigenen Bevölkerung wird sträflich vernachlässigt. Wenn beide Eltern arbeiten gehen müssen, wird die Erziehung an staatliche Stellen delegiert. Abgesehen davon, dass dies wesentlich teurer kommt, ist das Resultat schlecht. Jeder Dritte ist heute depressiv oder nimmt Drogen. Psychologische Betreuung ist ein rasant wachsender Zweig, der von der Allgemeinheit bezahlt werden muss.

In Ihrem Salon kommen Menschen aus unterschiedlichen Berufen zusammen: Politiker, Priester, Schriftsteller, Unternehmer, Künstler, Journalisten. Können Sie die Geister dadurch etwas freier und mutiger machen (und das vielleicht an einer Episode veranschaulichen)?

Der größte Teil derer, die bei uns zusammenkommen, sind vernünftig denkende Menschen aus verschiedensten Milieus. Wir sind nur alle dem Mainstream ausgesetzt, und es erfordert viel Kraft, gegen den Strom zu schwimmen und selbständig zu denken.

In Ihrem aktuellen Buch kritisieren Sie die Cancel Culture, die keine vom Mainstream abweichenden Meinungen duldet. Was immunisiert Ihrer Beobachtung nach am effizientesten dagegen?

Am besten ist es, sich mit älteren Leuten, zum Beispiel auch den Großeltern, zu unterhalten. Die haben viel erlebt und sind als Ratgeber ideal.

Die Kirche hat sich vor allem in der Pandemie den Vorwurf der Staatsgläubigkeit eingehandelt. Wo erleben Sie eine unangepasste Kirche, die sich traut, Salz der Erde zu sein?

Die Kirche hatte zu allen Zeiten das Problem, sich gegen die Irrlehren der jeweiligen Zeit zu wappnen. Denken Sie nur an die

Zeiten der Manichäer, Arianer, Pelagianer und Jansenisten, alles Irrlehren, die zu ihren Zeiten modern waren und es irgendwie auch heute noch sind. Viele Kirchenfürsten sind heute ebenfalls nicht immun gegen die aktuell herrschenden Häresien. Der Pantheismus und die Kultur des Todes sind eben für viele attraktiv, weil sie dem Individuum vorgaukeln, dadurch freier zu sein. Das Gegenteil stimmt.

Wie erklären Sie jemandem, dass das Leiden an der Cancel Culture kein Luxusproblem ist in Zeiten, in denen sich die Menschen über Gaza und Kriegsdrohungen entsetzen?

Es gibt echte Gefahren, denen wir ausgesetzt sind, und es gibt Zerstreuungsmanöver, um die Menschen von den echten Gefahren abzulenken. Gaza ist ein echter Krieg. Der konnte nur entstehen, weil man die Vorbereitungen dazu nicht ernst genug bekämpft hat. Es ist wie bei einem menschlichen Organismus. Wenn man die Probleme, die der Körper meldet, missachtet oder sogar durch Raubbau betreibt, kommt es zur Krise, die tödlich enden kann.

Sie haben als Gastgeberin mehrmals sogenannte umstrittene Gäste in Regensburg empfangen: Alice Weidel und Viktor Orbán beispielsweise. Hat es sich aus Ihrer Sicht rückblickend gelohnt und Sie selbst menschlich bereichert?

Jeder Mensch lohnt sich, aus jeder Begegnung kann man lernen. Wichtig ist es, sich aus der eigenen Blase zu befreien und Menschen zu treffen, die andere Ideen oder neue Impulse setzen können. Menschen, die auf Probleme aufmerksam machen, die man vielleicht nicht auf dem Radar hatte. Dabei muss man natürlich die Gesetzestreue beachten, aber in dem Rahmen, den das Gesetz zulässt, darf und sollte man sich frei bewegen und sich nicht von unnötigen Konventionen einschränken lassen.

PORTRÄT DER WOCHE



María Corina Machado

VON JOSÉ GARCÍA

Der Friedensnobelpreis geht in diesem Jahr nach Venezuela. Das norwegische Nobelkomitee ehrt María Corina Machado, die bekannteste Oppositionsführerin Venezuelas, für ihren „Einsatz für die demokratischen Rechte des venezolanischen Volkes“ und ihren Kampf für einen friedlichen Übergang von der Diktatur zur Demokratie. Ihre Auszeichnung sendet eine starke politische Botschaft an ein Land im Ausnahmezustand. Geboren 1967 in Caracas, wuchs Machado in einer Unternehmerfamilie auf und studierte Wirtschaftsingenieurwesen. 2002 gründete sie die Organisation Súmate, die für freie Wahlen und demokratische Transparenz eintritt. Damit stellte sie sich gegen den damaligen Präsidenten Hugo Chávez und später gegen Nicolás Maduro. „Ich habe mich für Wahlzettel statt Kugeln entschieden“, sagte sie einmal rückblickend über diesen Schritt. Von 2010 bis 2014 war Machado Mitglied der Nationalversammlung. Ihr Mandat wurde entzogen, nachdem sie Korruption und Machtmissbrauch angeprangert hatte.

Der Rosenkranz als „Rüstung gegen die Angst“

Dies markierte den Beginn einer Kampagne staatlicher Einschüchterung: Hausdurchsuchungen, Ermittlungen, Reiseverbote und schließlich ein politisches Berufsverbot, das sie von der Präsidentschaftswahl 2024 ausschloss. Trotzdem vereinte sie die Opposition und unterstützte den Diplomaten Edmundo González Urrutia, der die Präsidentschaftswahl gewann. Die staatlich kontrollierte Wahlbehörde erklärte jedoch Maduro zum Sieger, ohne die Ergebnisse offenzulegen. Machado blieb im Land, trotz ständiger Bedrohungen. Seitdem gilt sie als Symbol des friedlichen Widerstands. Offen bekennt sie sich zu ihrem katholischen Glauben und trägt oft einen Rosenkranz um den Hals – ein Zeichen moralischer Standhaftigkeit für viele Venezolaner. „Ihr Rosenkranz ist wie eine Rüstung gegen die Angst“, schrieb ein Kommentator der „AP News“. In einem Interview mit der „Catholic News Agency“ betonte sie, ihre religiöse Sichtweise nie aufzu-zwingen, da dies „den Prinzipien einer liberalen Demokratie widerspräche.“ Der Friedensnobelpreis stärkt Machados internationale Legitimität und erhöht den Druck auf Maduro. Nach der Verkündung erklärte Machado, die Auszeichnung sei „für das venezolanische Volk“. Sie widmet den Preis „allen, die trotz Angst und Verfolgung an Demokratie und Frieden glauben“. María Corina Machado ist zur politischen Gewissensfigur geworden – unbeugsam, kompromisslos und, wie das Nobelkomitee schreibt, „eine Frau, die die Flamme der Demokratie inmitten zunehmender Dunkelheit am Leben hält“. Der Friedensnobelpreis, dotiert mit elf Millionen Kronen, wird am 10. Dezember in Oslo verliehen.

Ein Prosit auf den Rebenschmuggel

Zum 100-jährigen Jubiläum des Müller-Thurgau-Schmuggels geht es auf den Spuren der Weinrebe kreuz und quer und über Landesgrenzen um den Bodensee – in klösterliche Weinkeller, königliche Gemäuer und spannende Museen **VON ANNETTE FRÜHAUF**



Traumhafter Seeblick von Schloss Arenenberg aus.

Fotos: Annette Frühauf

Urs Leuzinger, Leiter des Museums für Archäologie des Kantons Thurgau im schweizerischen Frauenfeld, brennt für das, was er tut. Er steht vor den Überresten uralter Weinfässer aus längst vergangenen Jahrtausenden und begeistert seine Zuhörerinnen und Zuhörer nicht nur mit der Geschichte des Müller-Thurgau-Schmuggels, sondern auch mit den aktuellen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen über den Weinanbau im Thurgau und am Bodensee: „Dank der Funde alter Gefäße war klar, dass bereits die Kelten Wein in Amphoren hierhergebracht haben. Der aktuelle Nachweis von Weinreben-Pollen in römischen Bodenschichten im Thurgau belegt, dass hier ab dem zweiten Jahrhundert nach Christus auch tatsächlich Wein angebaut wurde.“

Einige Jahrhunderte später, im Jahr 1925, schmuggelte Albert Röhrenbach in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die ersten Müller-Thurgau-Reben vom schweizerischen Ermatingen über den See und ins deutsche Schloss Kirchberg bei Immensstaad, auf dem sein Vater Johann Baptist Röhrenbach als Verwalter arbeitete.

Die früh reifende Müller-Thurgau-Rebe sollte die Qualität des bisherigen Weins verbessern, der kaum genießbar war. Die Rebe wurde vom Schweizer Professor Hermann Müller gezüchtet, mit der Absicht, die guten Seiten des Rieslings und des Silvaners zu kombinieren. Inzwischen ist allerdings bekannt, dass Riesling und Madeleine Royale die Vorfahren des Müller-Thurgaus gewesen sind. Ab 1949 durfte dieser bekömmliche Wein endlich auch auf anderen Flächen angebaut werden. Das benachbarte Historische Museum zeigt unter dem Motto „Reben & Beben“, wie erschütternde Ereignisse die Region geformt und ihre Menschen herausgefordert haben. Auch die Umbrüche im Weinbau im 19. Jahrhundert werden in der Ausstellung thematisiert.

Rund 25 Kilometer entfernt wacht das schweizerische Schloss Arenenberg – einst Heimat von Louis-Napoléon Bonaparte, der als Napoleon III. letzter Kaiser der Franzosen wurde, und seiner Mutter Hortense de Beauharnais – über dem Untersee und der Insel Reichenau. Von hier stammen die geschmuggelten Müller-Thurgau-Reben, die Albert Röhrenbach ans gegenüberliegende deutsche Ufer gebracht hat. Im Auftrag von Hermann Müller, der damals Direktor der Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil war, wurde diese Weinsorte hier angebaut. Die Trauben profitieren auch heute noch von den langen Sonnenuntergängen, die die Wärme in die Weinberge drücken. Dominik Gügel, Museumsdirektor des Napoleonmuseums, führt durch die Ausstellung und die umgebenden Gärten, begeistert von

der Geschichte der einstigen französischen Schlossbewohner und des Weins. Hier blickt man nicht nur auf eine 2000-jährige Weintradition, sondern auch auf eine über 600-jährige Gartengeschichte zurück. Heute kann man durch einen herrlichen Landschaftspark mit Grotte, Eremitage und modernem Schulgarten flanieren. Rund um die Gartenpracht gedeihen die Reben – in einer der schönsten Lagen am Untersee. Im Jubiläumsjahr des Müller-Thurgau gibt es im Schloss Arenenberg regelmäßig Veranstaltungen sowie die Sonderausstellung „2000 Jahre Wein auf Arenenberg“. Die Reben sind der rote Faden der Ausstellung durch die Geschichte des Arenenbergs. Die multimediale Inszenierung findet im bislang verschlossenen, historischen Weinkeller statt sowie im „Cinéma“, der einstigen Küche, die versteckt unter einer schweren

Bodenplatte liegt und sich ebenfalls erstmals für die Öffentlichkeit hebt.

Über den Seerhein und den Bodensee sind es nur rund 20 Kilometer bis nach Meersburg und nach Deutschland. Hier zeigt das Vineum bis November die Sonderausstellung „100 Jahre Müller-Thurgau – vom Rebenschmuggel zur Weinlegende.“ Die Sonderausstellung beleuchtet die Hintergründe des Schmuggels und bietet Einblicke in die Weinregion vor über 100 Jahren. Dabei geht es um Mut und Willenskraft, um Schmuggelgeschichten und den kleinen Grenzverkehr, der letztendlich den großen Erfolg der Müller-Thurgau-Rebe am Bodensee ermöglichte. Interaktive Erlebnisse und historische Exponate lassen dabei in die Geschichte einer Rebe eintauchen, die Grenzen überschritt – und zur Weinlegende wurde. Die alte Torkel im Museumsgebäude ist von Anfang 1600. Um die Weinpresse wurde erst nachträglich ein Gebäude errichtet. Vor knapp zehn Jahren hat das Vineum dann dort seine Ausstellungsräume eröffnet. Es ist zum Ort für Wein, Kultur und Geschichte geworden, an dem verschiedene Erlebnisstationen die Weinwirtschaft am See erläutern. In der atmosphärischen Kulisse des historischen Dachstuhls werden die Ereignisse durch multimediale Installationen lebendig. Führungen mit Weinprobe durch die Sonderausstellung finden noch bis Ende Oktober statt.

Gut zehn Kilometer weiter, im Hinterland, liegen Schloss und Kloster Salem. Es zählt zu den schönsten Kulturdenkmälern am Bodensee. Die einst mächtige Abtei der Zisterzienser vereint gotische Würde mit barocker Pracht. Bernhard Strigel, Maler aus Memmingen, schuf 1507 einen Altar für die Marienkapelle im Kloster Salem, das 500 Jahre Klostergeschichte widerspiegelt. Im 19. Jahrhundert machten die Markgrafen von Baden die riesige Klosteranlage zu ihrem Schloss. Die in früheren

Zeiten von den Mönchen bewirtschafteten Rebflächen profitieren von uralten Bodenaablagerungen aus der Eiszeit – Moränenschotter genannt – sowie der Nähe zum Bodensee. In den Weinkeller führt Volker Faust, Gesamtbetriebsleiter für das Weingut. Das besondere Terroir verleiht auch dem Müller-Thurgau eine angenehme Frische und Leichtigkeit. Im Weinladen im Schloss oder bei den Weinproben ist der Müller-Thurgau ein beliebter Tropfen.

Gut 75 Kilometer entfernt geht es zurück in die Schweiz, zur Kartause Ittingen bei Frauenfeld. Hier, fast wieder am Startpunkt der Weinreise angelangt, findet die letzte Begegnung mit der Jubiläums-Weinrebe statt. Die Geschichte der Kartause Ittingen ist über 900 Jahre alt, geprägt durch den Wandel – von der Burg zum Kloster unter dem Einfluss des Kartäuserordens bis hin zur heutigen Stiftung. Auf dem Weg durch das Museum der Anlage führt Corinne Ruegg, auch in die alten Weinkeller, wo Auszüge aus antiken Weinverkaufsbüchern Auskunft über die Bedeutung des Weinhandels für die Kartause seit dem 17. Jahrhundert geben. Die Reben an der zur Thur abfallenden Südlage prägen das Umland der Kartause. Die Hauptweißweinsorte, die hier wächst, ist Müller-Thurgau, der sortenrein angebaut wird. Die Rebsorte, die vom Schweizer Hermann Müller gezüchtet und am Bodensee weiterkultiviert wurde, hat ihren Siegeszug von hier in die weite Welt geschafft – als milder und fruchtiger Wein. Wie sagt man hier so schön: Proscht!

www.archaeologiemuseum.tg.ch
www.historisches-museum.tg.ch
www.napoleonmuseum.tg.ch
www.vineum-bodensee.de
www.salem.de
www.markgraf-von-baden.de
www.kartause.ch/de

Die Autorin ist freie Journalistin mit dem Schwerpunkt Reisen.



Weinhänge rund um die Kartause Ittingen.

MOMENT MAL

Liebe Leserinnen und Leser, die Tagespost hat neuerlich Verstärkung bekommen: Seit dem 1. Oktober unterstützt Maxime François-Marsal als Assistent der Geschäftsführung nicht nur die Leitung des Verlages, sondern auch unser engagiertes Team im Leser-Service. Es kann also gut sein, dass Ihnen unser neuer Kollege künftig auch einmal persönlich am Telefon begegnet. Der 36-jährige Familienvater wurde im französischen Neuilly-sur-Seine geboren und hat Philosophie, Theologie und Betriebswirtschaft studiert. Vor seinem Wechsel zur Tagespost war Maxime François-Marsal für ein internationales katholisches Hilfswerk tätig, wo er wertvolle Erfahrungen in den Bereichen Kommunikation, Projektmanagement und internationale Zusammenarbeit sammelte. Wir freuen uns sehr, ihn in unserem Haus willkommen zu heißen, und wünschen ihm für seine neue Aufgabe Gottes reichen Segen und viel Freude an der Arbeit für unsere Leserinnen und Leser.

IHRE REDAKTION

Russland und Europa

Wann ist Verteidigung nötig?

Zu „Putin testet den Westen“ (DT vom 25. September): Stephan Baier bringt das Problem in einem Satz auf den Punkt: „Bereitschaft und Fähigkeit, die Ostgrenze nötigenfalls zu verteidigen“. Gibt es diese Bereitschaft und Fähigkeit in Deutschland? Der Hauptzweck einer Armee, schlagkräftiges Instrument der Poli-

tik gegen einen äußeren Feind zu sein, ist im Kreuzfeuer innerpolitischer (und somit überwiegend sachfremder) Erwägungen in den letzten Jahrzehnten aus dem Blickfeld verschwunden. Die Politik und Gesellschaft in Deutschland tat und tut sich schwer, die Grenze zu finden, was zur Eigengesetzlichkeit eines militärischen Instrumentes als schädlich und undienlich fernzuhalten ist, um Einsatzbereitschaft, Geschlossenheit und Schlagkraft nicht zu gefährden. Zu schnell gelangten militärische Forderungen und Notwendigkeiten nach dem Gebot des militärischen Ausbildungsziels in ein unförderliches Reibungsverhältnis zu der im zivilen Bereich geltenden Auffassung von personaler Freiheit und Zumutbarkeit. Es mag als Polemik gewertet werden, darf aber als vielfach erlebte Wirklichkeit nicht verschwiegen werden, dass der deutsche Soldat gesellschaftlich oftmals unsachlich und beleidigend etikettiert wurde – aus einer blöd-blinden ideologischen Einstellung heraus, dass nur der (verabscheuungswürdige) Krieg Arbeitsfeld und Leistungsforum des Soldaten sei, teils mit dem Odium des Totschlägers behaftet, ohne dabei einzuräumen, dass allein täglich im staatlichen Auftrag erbrachte Dienstleistungen des Soldaten das Gut der Demokratie bewahren: Frieden, Recht und Freiheit. Wird eine Armee ausschließlich nach den Untugenden eines politischen Systems abgestempelt, dem sie jeweils gedient hat, werden jene Werte nicht erkannt, die den Kern einer Armee ausmachen und die unabhängig von allen politischen Zeitströmungen unverlierbar für sich selbst wirken – Werte, die in allen Armee der Welt als Tugenden gewertet werden. Die Gesellschaft steht – bei aller als Vorteil zu bezeichnenden Kritikfähigkeit – in einer distanziert-ablehnenden Weise dem Sinn und Zweck des Militärdienstes gegenüber. Grundwerte wie Recht und Freiheit sind durch eine Überbetonung mate-

riellen Besitzdenkens und eine Überzeichnung individueller Lebensweisen als schätzenswürdige Werte zunehmend in Verkennung geraten. Möglicherweise weil dieser Gesellschaft Bedrohung und Verlust bisher unerlebt und daher uneinschätzbar geblieben sind? Gibt es überhaupt verteidigungswürdige Werte? Ehe eine Bejahung dieser Frage über ein Lippenbekenntnis hinaus nicht überzeugenden Eingang in das Bewusstsein aller Bürger gefunden hat, wird die Breite der offen erklärten und unterschweligen Ablehnung nicht abnehmen, sondern sich durch die erneut aufwachsende Angst vor einer möglichen atomaren Vernichtung in Europa eher ausweiten und die Bereitschaft für einen alternativen, vordergründig günstiger erscheinenden und zunehmend ideologisch gefärbten Ausweg steigern. Ideologische Verblendung führt zur Verzerrung, Friedenserhaltung und Sicherheitspolitik in unserer Zeit, unter Berücksichtigung objektiver Gegebenheiten, werden weder durch Streitkräfte noch durch die Rüstungsindustrie gehemmt oder sabotiert, solange deren Umfang und Aufgabe auf die eigene Sicherheit und ein – mehr oder weniger fragiles – Gleichgewicht in der Welt beschränkt bleiben. Die historische Erfahrung lehrt, dass ideologische Verzerrungen für den Frieden gefährlicher werden können als politisch kontrollierte und wirtschaftlich vertretbare Sicherheitsaufwendungen für Militär und Rüstungsindustrie. 1950 erklärte Kardinal Frings kurz nach Ausbruch des Koreakrieges (und der damit einsetzenden Diskussion um eine Wiederbewaffnung West-Deutschlands): „Selbst die Furcht vor dem Leiden eines Krieges darf uns nicht verleiten, Unrecht geschehen zu lassen.“ Der Grundsatz Friede um jeden Preis sei falsch, denn er reize den, der die Macht hat, mit Gewalt vorzugehen. 75 Jahre später sind diese Worte Frings ebenso wahr wie zeitlos gültig. Dr. Andreas Müller, 66953 Pirmasens

Papst-Interview

Danke, lieber Papst Leo XIV.!

Zur Berichterstattung über das Interview Papst Leos (DT vom 25. September): Bei der Taufe eines Kindes oder eines Erwachsenen wird meist auch das Lied gesungen: „Fest soll mein Taufbund immer stehen. Ich will die Kirche hören. Sie soll mich allzeit gläubig sehen und folgsam ihren Lehren.“ Aber welche Kirche will ich hören? Beim Thema „Segen“ für gleichgeschlechtliche Paare werden wir mit zwei unterschiedlichen Äußerungen (der Kirche) konfrontiert. Möglicherweise hatte sich Papst Franziskus nicht eindeutig genug ausgedrückt. Auf diese scheinbare Lücke hat sich nun – hauptsächlich – unser Bischof Klaus Krämer von der Diözese Rottenburg-Stuttgart berufen, indem er die Segnung auch den gleichgeschlechtlichen Paaren erlauben möchte. Inzwischen können wir jedoch aus der Tagespost vom 25. September 2025 die Meinung unseres Papstes ganz deutlich erkennen. Papst Leo X IV. zieht „rote Linien“ und nennt das Vorgehen der deutschen Bischöfe ganz klar eine „Fehlentwicklung“. Gleichzeitig fordert er die deutschen Bischöfe zur Kurskorrektur auf! Diese päpstliche Klarstellung verdient Respekt. Wie gut ist es doch, dass wir einen Nachfolger Petri haben, der mit vollem Recht aufgrund seiner Vollmacht im Matthäus-Evangelium (vgl. Mt 16, 18f) hier für Klarstellung sorgt, bevor es zu spät ist. Die Kirche verstehe Reformen nicht als Anpassung an gesellschaftliche Forderungen und Erwartungen, sondern als Ruf zu einer erneuerten vertieften Treue zu Christus und zum Evangelium. Die Rückbindung an grundlegende Wahrheiten des Glaubens, deren Verkündigung der Kirche anvertraut ist, bleibt dabei Maß und Ziel. In seinem ersten Hirtenbrief hat unser Ortsbischof zwar geschrieben, es gelte, Spaltungen zu überwinden, die Gräben nicht zu vertiefen, sondern Brücken zu bauen! Seine inzwischen gestellten und bekannt gewordenen Weichen weisen jedoch einen anderen Weg! Er stellt zwar mit Bedauern fest, dass die Zahl der Kirchenmitglieder bei uns zurück gehe. Die Gründe dafür mögen vielfältig sein. Ich denke, die Menschen heute sind nicht ausreichend mit dem Evangelium vertraut. Sie können mit den theologischen Auseinandersetzungen nichts anfangen. Es bedarf einer intensiven Neuevangelisierung. Wenn ich heute einen unserer Mitmenschen frage, was eigentlich „glauben“ bedeutet, dann antwortet er mir mit großer Wahrscheinlichkeit: „Glauben heißt: Nicht wissen“ In seinem Buch „Benedikt XVI, Letzte Gespräche mit Peter Seewald“ beantwortet der verstorbene deutsche Papst diese Frage wie folgt: „Glauben ist nichts anderes, als in der Nacht der Welt die Hand Gottes berühren und so – in der Stille – das Wort hören, die Liebe sehen.“ Der Papst räumt auch ein, dass vor allem in Nordeuropa die Katholiken in Scharen ihrer Kirche den Rücken kehren. Das ist aber nicht überall auf der Erde so. Wir dürfen feststellen, dass in anderen Ländern, zum Beispiel in Afrika und Nord- sowie Südamerika die Kirche stark wächst. Die in Nordeuropa zu verzeichnenden Austritte werden in Afrika und Amerika mehr als ausgeglichen, Selbst im kommunistischen China, wo die Christen nur im Untergrund existieren können, wächst die Zahl der Christen stark an. Bernhard Rinker, 71083 Herrenberg

Interview mit Christian Wulff

Gefahr des Islamismus

Zu: „Zu viele sagen, es geht bergab“ (DT vom 25. September): Nach eigenen Aussagen versteht sich Christian Wulff als Katholik und nachdenkender Politiker. Seine frühere Aussage, der Islam gehöre zu Deutschland, lässt daran Zweifel aufkom-

men. Wenn der Islam zu Deutschland gehört, dann auch die Sharia, die Beurteilung der Frauen als Menschen zweiter Klasse, die Zwangsheirat, das Tragen von Kopftüchern, der Muezzinruf, die Beurteilung der Christen und Juden als Ungläubige etc. Daran hat Christian Wulff wohl sicherlich nicht gedacht. In diesem Punkt haben die Menschen im Mittelalter wohl besser nachgedacht und den militanten Islam erfolgreich abgewehrt. Die Eroberung des christlichen Abendlandes hat er deshalb nicht aufgegeben. Heute versucht er, das Abendland zu missionieren, indem er die Bevölkerung unterwandert, und das mit fortwährendem Erfolg. Leider sehen das die Politiker nicht und geben sich der Illusion hin, den Islam liberalisieren zu können. Unterstützt werden sie leider auch von kirchlichen Würdenträgern. Alle Warnungen, auch von muslimischen Konvertiten, werden in den Wind geschlagen. Die Schulen gehen mit vorausseilendem Gehorsam auf die Forderungen der Muslime ein, das Kopftuch zu tragen, den Schwimmunterricht zu meiden, die Verpflegung umzustellen. Die Gefahr des Islam wird leider nicht erkannt. Stefan Stricker, 56410 Montabaur

HINWEIS

Leserbriefe sind keine redaktionellen Meinungsäußerungen. Kürzungen behalten wir uns vor. Wir lesen alle Zuschriften aufmerksam, bitten aber um Verständnis, dass wir keine Auskunft darüber geben können, warum einzelne Leserbriefe nicht veröffentlicht wurden. Wir freuen uns über Ihre Zuschriften: leserbrief@die-tagespost.de. Die Redaktion

BEILAGENHINWEIS

Die Gesamtauflage enthält eine Beilage von „You Magazin“, von „Kirche in Not“, von „Bonifatiuswerk“ und von „Walbusch“.

Die Tagespost

Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur
Vormals Deutsche Tagespost
Katholische Zeitung für Deutschland.
1948 begründet von Johann Wilhelm Naumann

Herausgeber:
Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung, vertreten durch
Dr. Norbert Neuhaus, Bernhard Müller, Clemens Neck, Christoph Konopka
Mitherausgeber: Guido Horst

Chefredakteurin: Franziska Harter
Geschäftsführerin: Barbara Sollfrank

Redaktion:
Stephan Baier (Außenpolitik, Büro Österreich, EU-/Südosteuropa-Korrespondent), Heinrich C. Brinker (Feuilleton, Medien), Regina Einig (Kirche aktuell, Religiöse Literatur), Sina Hartert (Ehe & Familie), Guido Horst (Büro Rom/Vatikan-Korrespondent), Maximilian Lutz (Chef vom Dienst Online-Redaktion), Dr. Sebastian Ostritsch (Chef vom Dienst Print, Literatur, Salon, Reise), Jakob Ranke (Online-Redaktion, Wirtschaft & Soziales), Stefan Rehder (Korrespondent für Bio-Ethik, Glaube & Wissen), Sebastian Sasse (Politik, Theologie & Geschichte, Medien)

Erscheinungsweise: donnerstags

Monatlicher Abonnementpreis einschließlich gesetzlicher Mehrwertsteuer bei Inlandslieferung: EUR 18,25 einschließlich der Kosten für Postzustellung. Abonnements sind zum letzten Tag eines Kalendermonats kündbar, sofern uns die Kündigung bis zum 10ten des laufenden Monats zugeht. Maßgeblich ist der Zugang beim Verlag. Änderungen des Bezugspreises werden im Monat vor dem Inkrafttreten in der Zeitung angekündigt. Sie gelten für alle laufenden Abonnements. Bei Nichterscheinen der Zeitung infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. Januar 2025. Die Tagespost unterzieht sich der laufenden Auflagenkontrolle durch die IVW.

Für unverlangt eingesandte redaktionelle Beiträge wird eine Gewähr nicht übernommen. Rücksendungen erfolgen in jedem Fall nur, wenn Rückporto beiliegt.

Druck: Main-Post GmbH

Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
Telefon: Zentrale 0931 / 30863-0,
Buchhaltung 30863-25,
Vertrieb 30863-32 - Fax 30863-33
(vom Ausland aus: 0049 vorwählen)
E-Mail: info@die-tagespost.de
LIGA Bank, IBAN: DE50 7509 0300 0003 0102 01,
BIC: GENODEF1M05

Internet: www.die-tagespost.de
www.die-tagespost.at

Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
LIGA Bank, IBAN: DE53 7509 0300 0003 0102 44,
BIC: GENODEF1M05

Die Tagespost
Stiftung

für katholische
Publizistik

“Ich wünsche mir, dass die
katholische Stimme gehört
wird.”

Papst Benedikt XVI. (1927 – 2022)

Wir bilden katholische Journalisten aus.

Bitte unterstützen Sie die Ausbildung junger Menschen und stärken die katholische Stimme in den Medien!

Jetzt spenden

www.dietagespoststiftung.org